

Strassenmagazin Nr. 630
17. bis 30. Juli 2026

CHF 8.-

davon gehen **CHF 4.-**
an die Verkäufer*innen



Bitte kaufen Sie nur bei Verkäufer*innen
mit offiziellem Verkaufspass

SURPRISE

Literatur

**Shpresa Jashari
Andri Bänziger
Nora Osagiobare
Arzije Asani
Dmitrij Gawrisch
Gian Snozzi
Rebekka Salm**



**SURPRISE
WIRKT**

«Meine Tour ist ein Auflehnen gegen das Wegsehen»

Seit **Lilian Senn** Soziale Stadtführerin in Basel ist, schämt sie sich nicht mehr für ihre Armut und kann ihre jahrelange Obdachlosigkeit akzeptieren.

Buchen Sie einen Sozialen Stadtrundgang in Basel, Bern oder Zürich.



Einblick

Meistens ist die zweite unserer Sommer-Literaturausgaben ein wenig düsterer als die erste. Kratzbürstiger, widerborstiger. Es mag am Thema liegen: Diesmal haben wir den Begriff «Einblick» vorgegeben. Offenbar drängt er zu einer inneren Wahrheit, die man in der Regel verschlossen hält. Vielleicht verschlossen halten muss.

Shpresa Jashari verhandelt in ihrem Text **Migration als Geschichte von Arbeitskörpern** und beschreibt damit so schmerzhaft wie kunstvoll eine Schweizer Realität (S. 5). Arzije Asani erzählt sehr fokussiert eine **sinnlich-haptische Waschszen**e, in der viele Schichten von Herkunft durchdrungen werden (S. 12).

Dmitrij Gawrisch steigt in einer (hoffentlich!) fiktionaleren Geschichte in die Abgründe eines **leeren Alltags** hinab. Der Autor füllt ihn mit der **präzisen Beschreibung kleinsten Handlungen** (S. 14). Und Andri Bänziger verfolgt minutiös einen Vorgang, den man in der Regel **eher aus der Aussenperspektive kennt** (S. 8).

Nora Osagiobare arbeitet sich literarisch am **Akt des Schreibens** ab und thematisiert ihn als Tätigkeit, die nicht nur viel mit Selbstzweifeln zu tun hat, sondern auch mit gesellschaftlichem Druck, der **zur Erwartung an sich selbst** führt (S. 10).

Zum Schluss gibt es zwei sehr unterschiedliche Einblicke in Familienleben und Männerseelen. Gian Snozzis **Männerwelt ist satirisch unterhaltsam** (S. 18), und Rebekka Salm verdichtet ein sich anbahnendes Beziehungsdrama auf einen **Mini-Einakter** (S. 25).

Wir bedanken uns herzlich bei allen Autor*innen und der Illustratorin Vanessa Hatzky, die uns mit ihren Bildern wie in einem Videogame **durch einen verborgenen Garten lotst**.



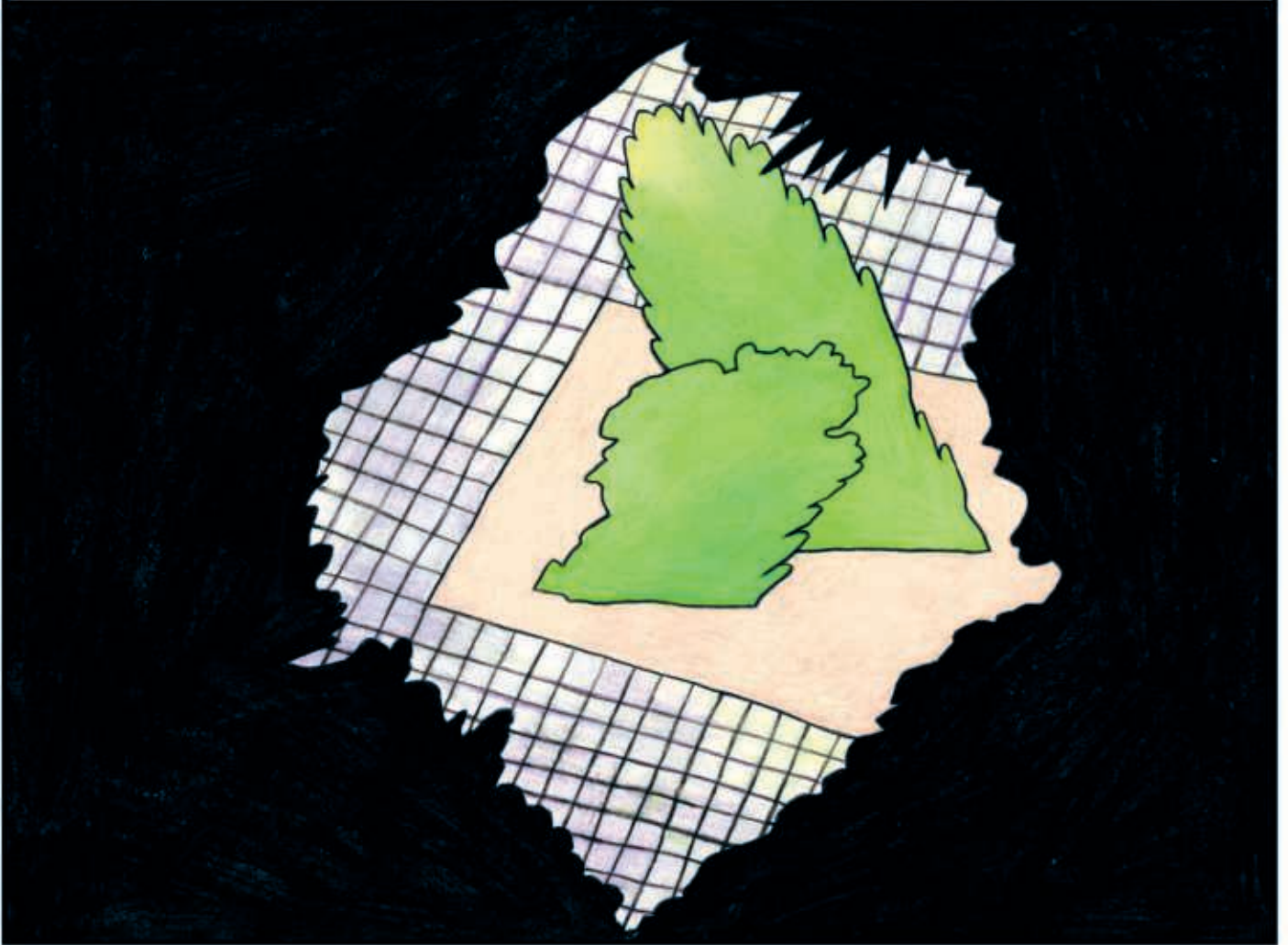
DIANA FREI
Redaktorin

Illustrationen



Vanessa Hatzky ist selbständige Zeichnerin zwischen Comic und Illustration mit einem Faible für Zufallsfunde und Sinnloses. Mit dem RISOUNDSO-Kollektiv druckt sie Zines und Prints. vanessahatzky.ch

- | | | |
|---|--|--|
| 5 Shpresa Jashari
Arbeitskörper | 14 Dmitrij Gawrisch
Der Unscheinbare | 28 SurPlus
Positive Firmen |
| 8 Andri Bänziger
Die hohe Kunst des | 18 Gian Snozzi
Zwei Männer | 29 Wir alle sind Surprise
Impressum
Surprise abonnieren |
| 10 Nora Osagiobare
Über das Schreiben | 25 Rebekka Salm
Der Nachbar von oben | 30 Internationales
Verkäufer*innen-Porträt
«Wenn ich male, fühle ich mich wohl» |
| 12 Arzije Asani
Ein Schaf an Bajram | 27 Rätsel | |



Arbeitskörper

TEXT SHPRESA JASHARI

Qe, kto e nalnjen vozin ene na kontrollonjen.

Dass es Scham war, die sie beim Anblick ihres nackten Knochens empfand, überraschte sie. Ansonsten spürte sie nichts. Keinen Schmerz an der Stelle, gar nichts. Weder im Moment des Sturzes noch in den Minuten danach. Aber als sie sich wieder aufrichtete und nach unten blickte, klaffte da diese Wunde an ihrem linken Schienbein. Und die Scham flutete ihren Körper. Machte sie zum Körper. Und für einen Augenblick zum Kind.

Die Wunde, die dort aufgegangen war, wo die scharfe Rohrkante des Sonnenschirmständers ihr Fleisch durchstossen hatte, war ein Fenster. Ein unten abgerundetes, 48 mm breites Fenster in ihren Körper. An dessen Seite hing ein Vorhang aus Haut herab und gab den Blick auf das schimmernde Weiss ihres Knochens frei, rötlich überträufelt. Legte den Apparat bloss, der sie wirklich war. Und die fünf, sechs Menschen, die verstreut an den Tischen der Café-Terrasse sassen, hatten es gesehen. Sie wandte sich ab, ging ein paar Schritte. Blieb wieder stehen, wusste nicht wohin mit sich. Einige der Menschen auf der Terrasse standen auf, bewegten sich in ihre Richtung. Noch ein Blick auf die wässrige Flüssigkeit über dem Knochen, dann tauchte sie ab.

Ich sehe dich

Wir sitzen im Auto. Schweigen zusammen in dieser Kapsel aus Metall, schauen hoch auf die gebaute Umgebung links und rechts der Strassen.

Wir fahren durch ein Stück der Schweiz, einkaufen. Das Stück, in dem Dati gelebt und gearbeitet hat, in dem er gealtert ist und ich aufgewachsen bin. Fahren die Landkarte seiner Arbeitskraft ab. Der Kraft, die sein Körper an die gebaute Umgebung abgegeben hat, ohne sichtbare Spuren von sich selbst zu hinterlassen.

Ich, die junge Erwachsene, sitze am Steuer, Dati neben mir auf dem Beifahrersitz. Hinten Tata, die Schwester, der Bruder. Ich habe seit einigen Wochen den Führerschein. Dati scherzt, ab sofort werde er sich nur noch herumchauffieren lassen. Wie ein Chef. Wie ein Botschafter. Sich zurücklehnen und herumchauffieren lassen von mir, seiner persönlichen Fahrerin.

Ich sollte glücklich sein über seinen Stolz auf mich, über seine gute Laune. Bin ich auch. Und doch steigt mir etwas den Hals hoch. Ich lache, so gut es geht.

Wir fahren durch Beringen. Dati sagt: Hier habe ich gearbeitet, siehst du das Haus da am Eck? Ich sage: Ja. Wir halten an der roten Ampel vor Neuhausen, er sagt: Dort habe ich taloschiert. Einige Nachtschichten waren das. Ich frage, was das nochmal genau sei, Taloschieren. Er erzählt vom Beton und einer schweren, vibrierenden Maschine, die diesen flachpresst, und dass der Beton nicht zu schnell trocknen darf, dass er nicht zu trocken

und nicht zu nass sein darf beim Bearbeiten. Dass er bearbeitet werden muss, solange es eben dauert. Dass man oft dranbleiben muss bis tief in die Nacht hinein. Ich sage: Ja. Bezweifle aber insgeheim, dass das Wort taloschieren existiert. Welcher Sprache, welcher Etymologie soll das entstammen?

Wir passieren einen Kreisel vor der Stadt. Dati zeigt mit dem Finger in Richtung der dritten Ausfahrt, auf ein Gebäude mit Glasfront: Siehst du, hier haben wir renoviert. Von der Rückbank her kommt nichts. Ich will etwas sagen. Etwas, das ihm zeigt: Ich sehe. Stattdessen imitiere ich seinen unbestimmt in die Ferne gerichteten Blick und bin froh, mit Steuern beschäftigt zu sein.

Die Baukörper dieser Umgebung haben seine Kraft, seine Jugend verschluckt, sie in feste Materie umgewandelt. Dieser Transfer von Menschenkörperkraft in Baukörper hat sich tausende, zehntausende, hunderttausende Male wiederholt, wiederholt sich bis heute in anderen Körpern, potenziert ins Unendliche. Nun, da Datis Arbeitsleben sich dem Ende zuneigt, der Transfer seiner Arbeitskraft fast vollständig abgeschlossen ist, droht ihm die Bilanz, droht der ausgeleerte Arbeitskörper aufzuklaffen, ziehen sich die Leerstellen auf der Karte der Schweiz bedrohlich eng zusammen.

Bei unseren Fahrten kreuz und quer durch die Landkarte der absorbierten Arbeitskraft versucht Dati, versucht es augenzwinkernd aber beharrlich, sichtbar zu bleiben. Jedenfalls: Sichtbar zu bleiben für uns.

Buch

Ich, die Jugendliche, folge meinen Eltern über den Platz vor dem Einkaufszentrum, das wir gleich betreten werden. Ich trage ein Buch bei mir. Eingeklemmt unter meinem Arm halte ich es so, dass die Leute um mich herum es erkennen können. Sie sollen erkennen, dass ich ein Buch lese. Dass jemand wie ich ein Buch liest. Dass jemand mit Eltern wie meinen, einer Sprache wie meiner, einer Herkunft wie meiner ein Buch liest. Lässig unter den Arm geklemmt. Das Buch ist ein Schutzschild, der die Blicke dieser Menschen auf uns, vor allem aber auf meiner Eltern Körper abschmettern, sie zu ihnen zurückschicken soll. Ihre Blicke, die sich immer wieder verfangen in der Andersartigkeit der Kleider oder Klänge meiner Eltern und, für mich noch unsichtbar, in der Obachtstellung der Elternkörper. Die Blicke dieser Menschen sagen fast immer dasselbe, manchmal gut gepolstert in Freundlichkeit oder Intellekt, manchmal mit Misstrauen oder offener Verachtung.

Was sie sagen, betritt mich und landet in der Mitte meines Körpers, hockt sich irgendwo in der Brust hin und lässt sich von dort nicht wieder ausatmen. Es klebt. Wird zu einem Teig, einer wulstigen Kaugummimasse, verhärtet an der Oberfläche, weich im Inneren. Ich weiss, ich muss schauen zu dem Klumpen da drin, ihn immer wieder durchkneten, damit seine Aussenseite

nicht zu hart wird, nicht austrocknet und dann nichts mehr zu machen ist. Also bearbeite ich ihn ab und zu, innerlich, meistens schnell auf dem Schulweg. Ich drücke die krustig und gräulich gewordene äussere Schicht durch, greife tief in sein weiches rosa Inneres, arbeite das Harte ins Weiche ein und lasse den Klumpen dann dort drin liegen. Er kann gut einige Wochen so ruhen, bis er sich wieder bemerkbar macht durch ein dumpfes Pochen oder ein Ziehen in Brust und Hals.

Buchs

Wir fahren durch Buchs, zu irgendjemandem zu Besuch. Dati sagt: Schau, dort. Dort hinten ist der Bahnhof. Dati steuert, ich, die Jugendliche, sitze hinten, blicke kurz auf, sage: Ja. Er sagt: Hier haben sie jeweils den Zug angehalten und uns kontrolliert.

Ich, das Kind, ich, die Jugendliche und ich, die junge Erwachsene, hatten angenommen, dass seine Papiere kontrolliert worden waren beim Grenzübertritt in die Schweiz.

Dann entdeckte sie in der puffigen Buchhandlung in der Altstadt die Postkarte.

Ich sehe dich nicht

Mir, dem Kind, pocht das Herz bis in den Hals, als ich mit dem Papier in der Hand den steilen Weg von der Schule nach Hause renne. Auf dem Papier steht 14,5. 2,5 Punkte mehr als mindestens gefordert in der Aufnahmeprüfung für die Sekundarschule.

Dabei hatte Herr Lüthi doch gesagt, hatte mich durch das dicke, beige Glas seiner Brille hindurch angeschaut und mir mit seinen an den Mundwinkeln wie immer leicht abwärts zeigenden Lippen geradeheraus gesagt: Ich sehe dich dort nicht. Ich sehe dich nicht an der Sekundarschule. Er hatte gesagt, dass er mir das sage, um ehrlich zu sein. Und dass er nicht wolle, dass ich enttäuscht sei, wenn ich die Prüfung nicht schaffe. Oder dass ich, sollte sie doch gelingen, nach der Probezeit in die Real runterfalle. Deswegen könne er mich nicht empfehlen für die Sek. Und es muss ja nicht jeder an die Sek. Und überhaupt: Lieber eine gute Realschülerin als eine schlechte Sekschülerin. Dann stand er auf.

Von dem Gespräch war die Kaugummimasse in meinem Bauch zäh und zentnerschwer geworden.

Ich hatte nicht begriffen. Meine Zeugnisnoten, die er mir gegeben hatte, waren ausreichend gewesen, im Schnitt und einzeln. Doch was da schwarz auf weiss stand, schien nicht ausschlaggebend zu sein für ein Gesehen-werden-Können an der Sek. Was den Ausschlag gab, verstand ich nicht. Schien ihm aber offensichtlich. Schien er mir anzusehen.

Und nun also: 14,5 Punkte!

Postkarte

Auf der Vorderseite der Postkarte ist eine Schwarz-Weiss-Fotografie abgebildet. Sie zeigt fünf oder sechs in einer Reihe stehende, bis auf die Unterhosen nackte Männer. Sie sind jung, so zwischen zwanzig und dreissig. Manche von ihnen halten die Arme schützend vor den Körper, auf Hüfthöhe, umfassen zum Beispiel das linke Handgelenk mit der rechten Hand, andere lassen die Arme an den Seiten herabhängen. Alle haben sie braunes oder schwarzes Haar. Die Haut hell gegen die dunklen Haarwirbel auf Brust, Armen, Beinen. Alle haben den Blick von der Kamera abgewandt, den Kopf zur Seite gedreht oder zu Boden gerichtet. Vor einem der Männer rechts im Bild steht ein weiterer Mann. Er hat kurzes graues Haar und ist vollständig bekleidet.

Nicht mit nackten Füßen steht er vor den Entblößten, sondern in unbequem aussehenden Lederschuhen. Statt in Haut und Haar ist er in einen weissen Kittel gehüllt, der ihm bis über die Kniekehlen reicht. Er steht mit dem Rücken zur Kamera. Ist im Moment der Aufnahme dabei, einem der Männer in die Unterhose zu schauen, deren Gummizug er zwischen zwei Fingern nach vorne zieht. Der Bildausschnitt ist so gewählt, dass die aufgereihten jungen Männerkörper weder einen Anfang noch ein Ende haben. Die Reihe ihrer Körper setzt sich über die Grenzen des Bildausschnitts hinaus fort.

Eine Hitze sammelte sich in ihrem Gesicht.

Auf der Rückseite der Karte steht, abgebildet sei eine grens-sanitarische Untersuchung von Arbeitern in der Türkei.

Tief in ihrem Inneren regte sich etwas Versteinertes.

Qe, kto e nalnjen vozin ene na kontrollonjen.

Das musste auch Datis Kontrolle gewesen sein.

Arbeitskörper

In Buchs haben sie Datis Zug angehalten und ihn aussteigen lassen. Sie haben ihn sich ausziehen lassen und seine Brust durchleuchtet. Von der ich mich, wie auf einem Polaroid von 1982 zu sehen ist, am Morgen vor seiner Abreise mit rosa Babyfüssen abgestossen hatte, dass es fast aussah, als könne ich unabhängig von ihm stehen.

Sie haben ihm eine Nummer auf die Hand und dieselbe Nummer in den Pass geschrieben. Jedes Jahr an der Grenze. Sie haben ihn anstehen lassen, Schulter an Schulter mit hunderten anderen Männern, vor dem Grenzsanitätsgebäude Buchs, Birkenau. Dann im Warteraum, unrein. Sie haben die Männer zu Körpern gemacht und die Körper zur Masse. Sie haben die Masse in Gruppen unterteilt, mit der Hand an die Rücken greifend je fünfzehn Körper abgezählt und durch eine schwere Tür in den Vorraum geschleust. Die Hand hat Elsi Nipp gehört, die mit abgeriegeltem Blick und unter Einsatz zweier serbischer Wörter die Leiber im Akkord in das Röntgengerät rein- und wieder rausbugsiert, manchmal etwas darin justiert hat. Im Gerät stehend, einer Art hohem Kühlschranks mit je einer Tür vorne und hinten, mussten die Männer ihren Kopf tief in den Nacken legen und ihre Augen, ausgeleert, zur Decke hochrichten, um den Brustkorb nahe genug an den Röntgenschild zu bringen.

Sie haben die potenziellen Arbeitskörper sortiert. Sie wollten feststellen, welche der aufgereihten Körper geeignet waren, die nächsten neun Monate durchzuarbeiten.

Über die Grenze treten konnte, wer das Eigene, das Menschliche abziehen und ablegen konnte, um einzutreten in den Zustand des Körpers als Arbeitsgerät. Nur wer es ertragen konnte, als blosser Körper dazustehen, in eine Reihe zu treten mit den anderen Arbeitskörpern und so, nackt, fremd, voranzuschreiten, konnte sich über die Grenze hinwegsetzen.

In Archivunterlagen steht geschrieben, die Gesundheitskontrollen dienten dazu, Seuchen abzuwehren.

Universität

Ich, die Erwachsene, bin von diesen Körpern gekommen. Ich sitze in der Universität mit meinem Körper. Versuche die Obachtstellung darin aufzulösen. Die Spannung, sie soll unsichtbar werden für die Augen der anderen, die hier Kommilitonen heissen und für die es hier nichts Unvertrautes zu geben scheint. In kleinen Gruppen stehen sie in den, in ihren, steinernen Wissenspalästen,

lachen, sprechen, finden die richtigen Worte. Scheinen es ganz natürlich zu finden, hier zu sein. Tragen die richtigen Kleider. Halten den Körper richtig aufrecht. Ich halte mich an mein Gehirn, schaue mich um. Denke mir meinen Teil. Erfinde den Teil der anderen dazu. Spreche so, dass meine Geschichte als Körper nicht zu hören ist. Dass mir die Kaugummimasse im Innern nicht den Hals hochsteigt und zwischen den Zähnen hervorquillt.

Sie haben uns als Arbeitskörper geholt, nicht damit wir an ihre Universitäten gehen.

Zu mir haben sie mal gesagt: Es muss ja nicht jeder an die Sek. Zu meiner Cousine haben sie mal gesagt, zu meinem Cousin haben sie mal gesagt, zur Tochter meiner Nachbarin haben sie mal gesagt, haben sie mal gesagt: Es muss ja nicht jeder an die Sek. Es muss ja nicht jeder ans Gymi. Es muss ja nicht jeder studieren. Es muss ja nicht jeder Arzt werden.

Wir sollen mit unseren Körpern arbeiten oder wenigstens in Körpernähe bleiben. Nahe bei den Körpern unserer Eltern.

Ich sitze in der Universität mit meinem Körper. Ich bin im Geist. Bei meinen Eltern. Dati will, dass ich Ärztin werde. Er denkt an den weissen Kittel, das Stethoskop und die aufrechte, lässige Körperhaltung. Er denkt an den guten Lohn, an die anerkennenden Blicke, vielleicht den Neid der Leute. Er denkt nicht daran, dass ich Menschen an der Grenze kontrollieren könnte.

Bilanz

Als der Vater meiner Freundin Anna pensioniert wird, machen die Menschen in seinem familiären und beruflichen Umfeld ein Buch für ihn, lassen es drucken und überreichen es ihm feierlich, um sein Arbeitsleben zu würdigen. Darin dokumentiert sind die Meilensteine seiner Karriere, all die Verdienste, die Annas Vater im Laufe der Jahre erbracht hat. Ich blättere durch das Buch und ein dumpfes Ziehen durchschneidet mir die Brust.

Zur Pensionierung von Dati, einige Jahre später, schaltet seine Arbeitgeberin eine Annonce in der Klettgauer Zeitung. Darin sprechen sie und ihr Mann, mit dem zusammen sie die Baufirma führt, Dati ihren herzlichen Dank aus für all die Arbeitsjahre und für seine Treue und wünschen ihm und seiner Familie alles Gute.

Als ich, die Erwachsene, Dati kurz darauf besuche, zeigt er mir die Anzeige. Er hat sie ausgeschnitten und unter die Glasplatte des Wohnzimmertisches gelegt. Dort, auf dem grau-weiss gemaserten Granit, der eine Handbreit unterhalb der Glasplatte eingelassen ist, liegt das etwa vier auf fünf Zentimeter grosse Stück Papier, zwischen dem Stapel mit den bezahlten Rechnungen und der Taschentuchbox. Ich nehme es in die Hände, lese die gedruckten Worte. Ich gratuliere Dati, versuche etwas Bedeutungsvolles zu sagen, etwas zu fragen, und bleibe bald stumm. In meinem Inneren, die Kaugummimasse, die vertrocknet geglaubte, zieht sich zusammen. Etwas hat begonnen hineinzurinnen, sie zu umspülen.

Ich sitze ihm schräg gegenüber, auf der anderen Seite des Ecksofas. Wenn wir geradeaus schauen, müssen wir uns nicht in die Augen blicken. Irgendwann beginnt er zu sprechen, über die Arbeit, all die Jahre auf dem Bau. Bei Wind und Wetter, bei Tag und Nacht. Während all der Jahre habe er denen gehört. Plötzlich, entschieden, macht er kehrt. So dass ich unsicher bin, hat er den Satz wirklich gesagt. Nein, sagt er jetzt, es sei doch so: Er habe arbeiten, Geld verdienen wollen, und sie hätten Arbeiter gebraucht. Das sei normal. Ich, die ihn sehen und hören soll, ertrage es schier nicht mehr, sein Selbstmanöver. Und schon gar nicht das fein-

säuberlich ausgeschnittene Inserat unter der Glasplatte vor mir. Irgendwann geht er endlich ins Bett. Und endlich, nachdem die alte, graublau lackierte Holztür hinter ihm zugeht, noch während der abgenutzte gusseiserne Türgriff wieder nach oben rückt und die Falle einrastet, kann es rausströmen. Alles zwischen der ersten Untersuchung an der Grenze und dem Papierschnipsel strömt raus aus dem Gefäss, das ich bin. Vorbei an den Augenlidern und Augen, mit denen ich ihn all die Jahre gesehen, ihm zugesehen habe. Beim zur Arbeit gehen, beim den Teller aussessen, Löffel um Löffel, beim von der Arbeit nach Hause kommen, beim voller Staub sein, beim Nachrichten schauen, beim erschöpft vor dem Fernseher einschlafen, beim das Auto beladen vor den Sommerferien, beim geduzt werden an der Grenze, beim den Grenzpolizisten zurückduzen und beim anschliessenden schelmischen Blick über die Schulter, zu uns Kindern auf dem Rücksitz, beim Fotos anschauen vom Hausbau in Mazedonien, beim nicht zurückgegrüsst werden auf der Strasse in der Schweiz, beim mich nicht anschauen auf dem Sofa, beim Arbeitszeittabelle ausfüllen im Wohnzimmer. Die Arbeitszeittabelle mit den kleinen, viel zu engen Häuschen, in die er konzentriert, sorgfältig hineinschrieb. Daneben die kleinen Zettel, auf denen er die Daten, Baustellenamen und Stundenzahlen notiert hatte, um sie später mit Kugelschreiber in diese Arbeitszeittabelle zu übertragen. Die er später durch mich übertragen liess, damit es schöner, regelmässiger aussehe: 8 $\frac{3}{4}$, 9 $\frac{1}{2}$, 11, 8 $\frac{1}{4}$, 10 $\frac{3}{4}$, 12 und mehr. Immer besser mehr.

Seit Stunden lag sie nun schon in diesem Krankenhauszimmer im Erdgeschoss der Notaufnahme, zunächst in der Dämmerung, dann im Dunkeln. Hatte man sie vergessen? Die Farngewächse hinter dem gekippten Fenster regten sich in der Brise, wippten auf und ab, synchron mit den fein gemusterten Schatten auf der Betonwand dahinter.

Lange hatte der Druckverband die Blutung aufgehalten. Doch irgendwann war die dunkle, zähe Flüssigkeit durchgebrochen. Schwall für Schwall, erleichternd.

Da war sie eingedöst.

Als sie aufwachte, sah sie durch eine offenstehende Verbindungstür, die sie zuvor nicht bemerkt hatte, dass im Nebenzimmer eine vierköpfige Familie untergebracht war. In einem Etagenbett. Eine geflüchtete Familie, eben erst angekommen. Die Augen erschöpft, die Körper noch immer angespannt, alarmiert. Alle sassen sie im unteren Bett, das obere leer lassend. Alle hatten den Blick zu ihr gewandt. Gerade als der Mann, am äussersten Bettrand hockend, beide Hände auf den Knien, zu einem Nicken in ihre Richtung ansetzte, trat die Ärztin ein. Rasch, wortlos zog sie die Verbindungstür zwischen ihr und der Familie zu und trat mit sicherem Schritt an ihr Bett heran. Dann, die eine Hand locker in der Kitteltasche belassend, warf sie mit der anderen das Laken über ihrem Schienbein zurück.



SHPRESA JASHARI ist Sprach- und Sozialwissenschaftlerin sowie Autorin. Erstmals schreibend an eine breitere Öffentlichkeit getreten ist sie mit ihrer Kolumne «Fremd für Deutschsprachige» im Surprise (2012–2016). Aktuell arbeitet sie an ihrem ersten Roman, dem der hier abgedruckte Text teilweise entnommen ist.

Die hohe Kunst des

TEXT ANDRI BÄNZIGER

Das Ideal, die Vollendung, der bestmögliche Fall ist der:

Niemand bemerkt irgendwas.

Ich komme, ich gehe.

Niemand sieht mich kommen, niemand sieht mich gehen, und vor allen Dingen: die Ruhe und Sorglosigkeit der irrtümlicherweise an ihre eigene Kontrollfähigkeit Glaubenden.

Alles bleibt im Schatten. Ich arbeite wie die Zahnfee. Ich arbeite, während die Menschen schlafen, wobei Schlaf in meinem Fall nicht meint, dass die Menschen *tatsächlich* schlafen, es bedeutet nur, dass das, was ich tue, nicht in ihr Bewusstsein gelangt.

Vielleicht sehen sie sogar, was geschieht. Sehen mein Kommen und Gehen, aber die Brücke, die Realität und Bewusstsein verbindet, sie ist ganz und gar vernebelt.

Um die Menschen nicht aus dem Schlaf zu reissen, muss ich wach sein. Wach sein meint hier: sinnlich. Meine Form der Kunst, Freunde, sie verlangt maximale Sinnlichkeit.

Eins: Sehen

Meine Augen sind nicht immer offen. Das mag erstaunen. Anfängerinnen in meiner Tätigkeit glauben vielleicht, Augen müssten immer offen sein. Natürlich müssen die Augen offen sein, aber immer nur dann, wenn die Gegebenheiten gegeben sind. Ich schätze ab, Ja oder Nein. Ist die Antwort Nein, braucht es keine Konzentration, entspannt sich mein Körper und ich gleite hinab in die allertiefsten Tiefen, direkt in die schaukelnden, urwarmen Arme der kosmischen Geborgenheit: Es gibt nichts zu tun.

In einer ungeeigneten Situation wach zu sein, ermüdet unnötig. Ist die Antwort dagegen Ja, bin ich die Präsenteste im Raum. Mein Blick folgt dem Blick anderer, ein Blick folgt dem andern. Wohin geht ihr Fokus, was zieht sie an? Oder mit anderen Worten: Was lenkt sie ab? Die Blicke der anderen sind wie Scheinwerfer: Sie beleuchten etwas und machen es dem Bewusstsein sichtbar. Aufmerksamkeit,

meine Freunde, entblösst die Dinge im Raum. An ihr vorbei wandle ich mit offenen Augen im Ungesehenen.

Zwei: Hören

Die Ohren sind nicht viel anders als Augen. Hören, das ist bloss Sehen auf andere Weise. Ich höre in den Raum: ich höre Atem, ich höre Schritte. Ich höre das Niederdrücken einer Klinke, ich höre das Zufallen einer Tür.

Und ich höre den feinen Unterschied zwischen einer Tür, die schliesst, und einer Tür, die zwar schliesst, aber nicht ganz ins Schloss fällt.

Drei: Riechen

Zugegeben, das Riechen ist für die Arbeit nicht das Wichtigste, aber für mich ist es das. Ich halte mich sauber, nichts bleibt an mir haften.

Vier: Fühlen

Wer schläft schon gut, wenn er sich fürchtet? Ist der Raum gefüllt mit Angst, gibt es nichts zu tun. Es sei denn, die Angst hat die Menschen bereits in eine Art Totenstarre getrieben, dann wäre es möglich, aber reizlos. Ich mag die Menschen und ich hasse es, wenn sie leiden.

Ich fühle die Freude, die Aufregung, das stärker werdende Kribbeln immer dann, wenn sich eine Gelegenheit bietet. Nervosität kann alles ruinieren, aber wie alle anderen Gefühle muss auch sie fliessen. Erst wenn alles im Fluss ist, erst wenn alles dahin gehen kann, wo es hingehen muss, erst dann bewege auch ich mich in genau der Weise, die erforderlich ist. Alles ist in Bewegung, das heisst: in perfekter Ruhe. Alles ist an seinem Platz, auch ich.

Fünf: Tasten

Jetzt kommt alles zusammen. Es ist der Abschluss, das Entscheidende. Ich gehe barfuss, keiner meiner Schritte ist zu hören, ich bewege mich leise und unbemerkt, kein Lebewesen mit Beinen kam dem Schweben je näher.

Energie wird nicht verschwendet. Meine Muskeln spanne ich nur dann an, wenn es nötig ist.

Alles kommt zusammen:

Die Vereinigung aller Sinne, das Sehen, das Hören, das Riechen, das Fühlen – und das Tasten, das heisst: die Hand, die in die Hosentasche greift, in der genau richtigen Geschwindigkeit im genau richtigen Moment den Gegenstand in der genau richtigen Intensität greift, ihn herauszieht und in die eigene Tasche gleiten lässt.

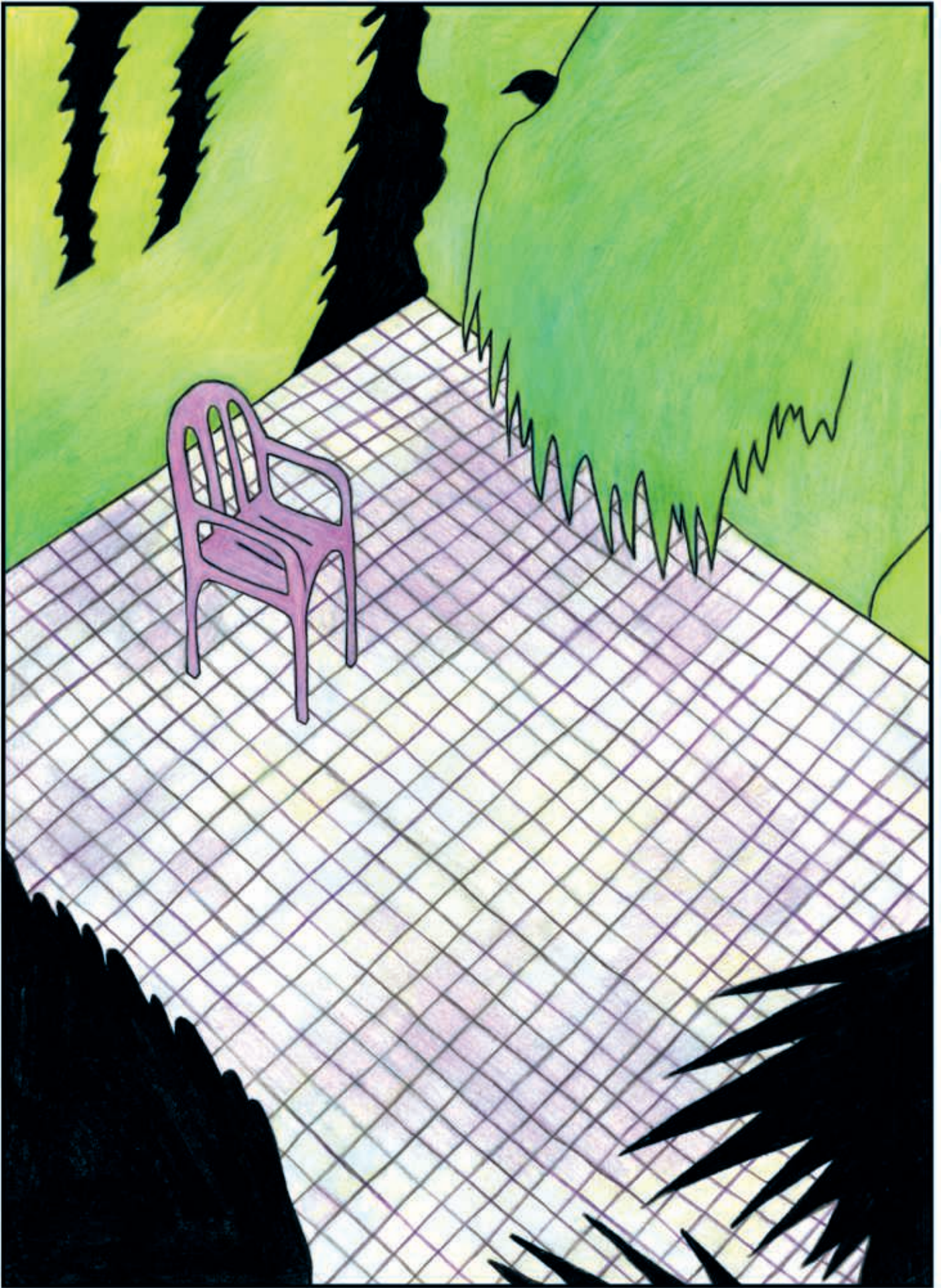
Kunst, meine Freunde!

Ich war da, der Raum hat sich verändert, ich kam und ich ging, und niemand weiss davon. Die Sicherheit, die Stille, die Ruhe, der Frieden, nichts davon wurde angetastet, alle waren wach, aber wirklich wach war nur ich.

Stehlens



ANDRI BÄNZIGER studierte am Literaturinstitut in Biel. Er macht gegenwärtig eine Ausbildung zum Pflegefachmann. Bänziger schreibt Bücher, Texte für die Bühne und Horror-Hörspiele für Radio SRF. Bislang erschienen: «Gegen Gewicht» (2021) und «Ilijas Kern» (2024) im Verlag Die Brotsuppe.



Über das Schreiben

TEXT NORA OSAGIOBARE

Es gibt kaum Dinge in meinem Leben, die ich gleichzeitig so sehr hasse und liebe wie das Schreiben. Voller Begeisterung öffne ich den Laptop wie eine Flasche Wein, um meine Entscheidung kurz darauf zu bereuen. Beides bereitet Kopfschmerzen. Ich habe mir einen grandiosen Text erhofft oder einen ekstatischen Abend – stattdessen liege ich frustriert im Bett und schwöre mir, nie wieder zu trinken, nie wieder einen Text zu schreiben.

Der Keim dieser Frustration ist die Erwartung. Was als Kind Disneyland war, ist als erwachsene Person die Flasche Wein und als Schriftstellerin das Word-Dokument. Ich habe nie aufgehört, an Märchen zu glauben, sonst hätte ich mich für einen anderen Beruf entschieden. Das Leben als Autorin beinhaltet die Weigerung, erwachsen zu werden und sich mit dem, was ist, abzufinden. Fällt diese Weigerung für Kinder noch unter den Begriff der Fantasie, so ist sie bei Erwachsenen kaum vom Grössenwahn zu unterscheiden oder einer unstillbaren Gier. Doch wie kann ich gierig sein, wenn ich ja etwas gebe, anstatt zu nehmen? Meine Zeit, meine Energie, meine Sprachfertigkeit und nicht zuletzt einen riesigen Haufen Hoffnung?

Jedes Mal, bevor ich mich an einen Text setze, bin ich überzeugt, dass dieser mühelos aus mir herausströmen wird. Als be-

fänden sich meine Ideen in einer Art Wasserhahn, den ich nur aufzudrehen brauche. Und wenn der Hahn dann verzweifelt röchelt, ohne Wasser zu liefern, drehe ich ihn wieder zu und bin enttäuscht. Anstatt ihn nach einer Viertelstunde erneut aufzudrehen und zu schauen, ob ihm zumindest ein rostgelbes Rinnsal entweicht, fange ich an, das Badezimmer zu putzen.

Ich weiss bis heute nicht, wie ich es geschafft habe, einen Roman zu schreiben. Das liegt nicht daran, dass ich nicht genügend Ideen hätte. Ideen sind wie herausgeputzte Menschen, die das Auge verzaubern, bis sie den Mund aufmachen und nur dummes Geschwätz preisgeben. Ideen sind charismatische Betrüger, die einen um den letzten Rappen bringen. Sie sind die Lichtblicke einer sich im Scheitern befindenden Beziehung. Ihr Schillern lockt mich immer wieder aufs Neue an den Schreibtisch, wie er den Glücksspieler erneut in den Kiosk navigiert, nachdem er den Verkaufspreis des Rubellosen zurückgewonnen hat und sich ein Neues kauft. Ohne dieses Schillern würde ich nichts mehr schreiben.

Die Ersatzdroge des Schillerns ist das Lob. Menschen, die meinen Text lesen und ihn mögen – nein: die BEGEISTERT sind von dieser genialen Aneinanderreihung von Wörtern, die von allen Menschen ich alleine zustande gebracht habe. Das Lob ist wie der Motivationstrainer, der an die Wohnungstür hämmert, wenn ich mich wieder einmal in meinem Bett verstecken und nach neuen Berufsoptionen recherchieren möchte. Das Lob poltert so lange an die Tür, bis ich mich doch wieder aufrichte, um zu schreiben.

Toni Morrison meinte einmal, es mache ihr nichts aus, für ein paar Tage schlecht zu schreiben, da sie ja wisse, dass sie den Text später überarbeiten könne. Aber woher weiss sie, dass sie ihn GUT überarbeiten würde? Was, wenn er durch die Überarbeitung schlechter wird? Oder wenn sie gar nicht mehr weiss, worauf sie beim Schreiben eigentlich hinauswollte? Dieses Grundvertrauen, dass aus einer Ansammlung von Buchstaben nicht nur ein lesbarer, nicht nur ein guter, sondern sogar ein fertiger Text werden würde, woher hat sie es?

Ich lese tausendmal lieber Bücher, als sie zu schreiben. Das ist die Wahrheit. Halte ich einen fertigen Roman in den Händen, stelle ich seine Notwendigkeit nicht infrage, sogar wenn ich ihn extrem schlecht finde. Ich halte schliesslich ein fertiges Produkt in den Händen. Ich würde einem Stuhl ja auch nicht seine Existenzberechtigung entziehen, nur weil er unbequem ist oder hässlich. Wenn ich aber erfahren würde, dass derjenige, der den Stuhl gezimmert hat, bis zum Schluss nicht wusste, ob daraus überhaupt ein Stuhl werden würde, geschweige denn, was für einer, ich würde den Stuhl zurück in seine Einzelteile zerlegen wollen und seinem Schöpfer raten, den Beruf zu wechseln.

Dennoch, trotz allem, habe ich einen Roman geschrieben. Einen guten Roman, wie ich finde. Ich habe dafür sechs Jahre gebraucht, sechs Jahre, in denen ich Nächte durchgefeiert und mich tags darauf askuriert habe, ohne ein einziges Mal den Laptop zu öffnen. Sechs Jahre, in denen ich andere Studienfächer gegoogelt und überlegt habe, Werbetexterin, Kulturjournalistin oder Literaturwissenschaftlerin zu werden statt Autorin. Sechs Jahre, in

ANZEIGE

WENIGER IST BESSER

Das Blaue Kreuz ist
die Fachorganisation
für Suchtfragen und die
erste Anlaufstelle zum
Thema Alkoholprobleme.



Unterstützen Sie uns
mit einer Spende. Danke!
www.blaueskreuz.ch



Blaues Kreuz Schweiz
Croix-Blue Suisse



denen ich an manchen Tagen überzeugt war, dass ein Umzug in ein anderes Land die Lösung sein würde für meine Schreibblockaden. Ich habe Fenster geputzt, Bücher nach Alphabet sortiert, Haare geflochten, Pflanzen gekauft oder aufwendige Rezepte gekocht. Manchmal, nur manchmal, habe ich geschrieben.

Und nun? Nun sitze ich an meinem nächsten Roman. Also zumindest theoretisch. Eigentlich, wenn ich ganz ehrlich bin, sitze ich vor allem an einer Netflix-Serie, die ich ursprünglich aus Recherchegründen begonnen habe. Und wenn ich mich dann doch dem Schreiben widme, verstricke ich mich immer tiefer in die Recherche. Meine Rechercheliste umfasst fast fünfzig Bücher, die ich glaube, gelesen haben zu müssen, um auch nur ein Wort zu schreiben. Darunter befindet sich Literatur über die Germanen, Mediensysteme, Rechtspopulismus, Mathematik, Logik und Computerlinguistik. Dazu kommen noch zig Romane, die im nüchternen oder naturalistischen Stil oder im Bewusstseinsstrom geschrieben sind. Mein Konzept ist über dreissig Seiten lang und beinhaltet neben der Charakterisierung meiner Figuren auch deren ästhetische Vorlieben. Für jeden der vier Teile habe ich fast zehn Kategorien, wie «Sprache», «Stil», «Wahrnehmung», «Emotionen», «Weltbild» und «Zeit». Ich möchte nichts dem Zufall überlassen, schliesslich gilt es ja, ein Meisterwerk zu schreiben.

Toni Morrison sagt auch, Schreiben sei eine Art des Denkens. Heisst das, ich muss eigentlich gar nichts vorbereiten, sondern nur dem eigenen Knäuel in meinem Kopf folgen, immer tiefer in den Knoten hinein, bis nichts mehr übrigbleibt? Das Gewirr zu Papier bringen? Das ist es, was ich bei meinem Debütroman getan habe – irgendwann hat mich mein eigener Kopf einfach wieder ausgespuckt, und er war fertig, der Roman. Ich hatte mir zwar einen ungefähren Plot zurechtgelegt, sowie ein Figurenblatt, doch bin ich immer wieder überrascht worden, wohin mich mein eigener Text getragen und welche Türen, die ich öffnen wollte, er mir verschlossen hat. Die Figuren haben ein Eigenleben entwickelt, und ich war zugleich Leserin als auch Produzentin der Geschichte. Ich hätte mich gegruselt, wäre es nicht auch faszinierend gewesen. Und doch hatte ich nach jeder fertigen Szene, nach jedem Kapitel, die Befürchtung, dass der Wasserhahn nun versiegen würde, dieses Mal wirklich. Mein Manuskript würde nie das Licht der Welt erblicken und, vom Schimmer seiner Ursprungsidee geblendet, zum Erliegen kommen.

Als Kind hatte ich oft Alpträume, in denen ich meinen Bösewichten schutzlos ausgeliefert war. Doch eines Nachts änderte sich das. Wieder war ich auf der Flucht, als mir plötzlich klar wurde, dass ich träumte. Der Schrecken war nicht real, ich hatte ihn mir nur vorgestellt. Wie konnte ich etwas, das meiner eigenen Fantasie entsprang, gleichzeitig so ausgeliefert sein? Wenn ich mir Schreckliches vorstellen konnte, dann konnte ich mir jedenfalls auch vorstellen, dem Schrecken zu entkommen. Also lernte ich zu fliegen. Lauerte Gefahr, erhob ich mich also einfach in den Himmel wie ein Phönix und verliess die Schreckensszene.

Doch dabei blieb es nicht. Wenn ich mir den Schrecken vorstellen konnte, sowie die Flucht, konnte ich mir dann nicht von vornherein Szenarien ausdenken, die mir keine Angst machten? Konnte ich mir meine Träume erträumen? Es stellte sich heraus, dass ich konnte. Und so wünschte ich mir, den Weltraum zu besuchen. Und siehe da: Die Erde entfernte sich immer mehr von mir, ich schwebte im luftleeren Raum immer weiter und weiter weg von allem, was ich kannte. Leider stellte sich aber heraus, dass ich dieses Szenario sogar noch mehr fürchtete als die Alp-

träume, über die ich keine Kontrolle hatte. Was mir noch mehr Angst bereitete als der Kontrollverlust war das Ausmass meiner eigenen Kontrolle, meiner Vorstellungskraft, meiner Freiheit.

Vielleicht versteckt sich hinter der Frustration über das Schreiben genau dieselbe Angst. Meine Träume muss ich mit niemandem teilen, meine Texte hingegen schon. Die Texte entspringen, wie auch meine Träume, einem Fundus an Fantasie, dem ich ausgeliefert bin und den ich gleichermassen zu bändigen versuche. Ich kann mich ihm hingeben und schauen, welche Türen sich wie automatisch vor mir öffnen, oder ich kann mir Türen aussuchen, die ich dann, mal mit mehr, mal mit weniger Gewalt, aufbreche. In beiden Fällen aber kann ich mich erschrecken über das, was mir hinter der Tür entgegenblickt. Am Schlimmsten aber ist, wenn mir gar nichts entgegenblickt.

Ich bin gespannt darauf, wie sich das Schreiben an meinem neuen Roman von dem meines Debüts unterscheidet. Ich bin gespannt, ob ich meine Fantasie tatsächlich zähmen und lenken kann wie einen sturen Esel. Dass ganze Tage, wenn nicht Wochen oder gar Monate vor mir liegen, in denen ich mit einem röchelnden Wasserhahn herumkämpfen muss, ist mir klar. Die Putzmittel liegen bereit und ich habe noch 3 Staffeln meiner Serie vor mir.



NORA OSAGIOBARE ist Autorin in Zürich. Für ihren Debütroman «Daily Soap» hat sie 2026 den Schweizer Literaturpreis erhalten.

ANZEIGE

"CLAIRE FOY IST ÜBERRAGEND"
Screen Daily

"BEWEGEND UND WUNDERSCHÖN"
Next Best Picture

"FEINFÜHLIG UND AUFRICHTIG"
The Telegraph

BFI LONDON FILM FESTIVAL
OFFICIAL SELECTION 2025

ZÜRICH FILM FESTIVAL
2025

Claire Foy Brendan Gleeson

H IS FOR HAWK

JETZT IM KINO

Ein Schaf an Bajram

TEXT ARZIJE ASANI

Im grauen Boden fand Rozë kleine, hohle Bläschen. Dunkle Verfärbungen zogen sich über die Fläche bis zum Stahl-Holzofen mit dem heulenden Rauchrohr. Rozë schaute dahinter, die Lehmwand war in der unteren Hälfte tapeziert. Ihren Grossvater hatte man an dieser Tapete angelehnt gefunden. Eine Hand auf seinem Kopf, die andere hatte er auf ein Kissen abgestützt. Die Augen geschlossen, als würde er tief schlafen. Rozë streifte die raue Oberfläche mit ihrer Fusssohle, schnitt sich dabei nicht. Der pinke Plastischemel klebte an ihrem nackten Hintern. Sie fühlte kleine Schweissperlen herunterfliessen.

«Der Hoxha hat mir den Schlaf geraubt mit seiner elenden Stimme.» Rozës Mutter Nexhmije schloss die Türe mit dem Schlüssel ab und nahm den kochenden Topf vom Ofen. Der Dampf des Wassers stieg bis an die Zimmerdecke und beschlug die holzumrandeten Fenster.

Tante Hatixhe zog ihre goldenen Armreifen ab und legte sie aufeinander auf den kleinen Holztisch in der Ecke. «Vielleicht bist du es dir einfach nicht mehr gewohnt, den Hoxha rufen zu hören.»

Die beiden Frauen setzten sich gegenüber von Rozë auf zwei verschiedene Hocker. Der Körper ihrer Tante war weiss, fast blass. Nur ihre Unterarme waren gebräunt. Unter ihren Fingernägeln haftete Tabakharz. Heute Morgen hatte sie zusammen mit ihren Kindern Tabakblätter aufgespiesst und die Girlanden dann im Hof aufgehängt. Auf ihren Handflächen schimmerten kleine rosa Schnitte und durchsichtige Blasen, die noch nicht geplatzt waren. Tante Hatixhe hatte ihr mal erzählt, dass sie bis zu zweihundert Tabakketten schaffte, ohne dass sie die Nacht einholte.

Sie begannen, sich ihre Füsse zu schrubben. Rozë löste ihre verschränkten Arme, legte ihr langes Haar hinter den Rücken und versuchte, es ihnen gleichzumachen. An den Fusssohlen ihrer Tante entdeckte sie tiefe Risse, die sich durch die dicke, gelb verfärbte Hornhaut zogen.

«Diese Hornhaut schützt mich vor dem harten Boden, auf dem ich jeden Tag laufen muss», sagte Tante Hatixhe, ohne aufzuschauen.

Rozë sah sofort wieder weg und schrubhte ihre Füsse noch fester. Nach dem Schulunterricht war sie immer die Letzte, die sich wusch, um die Blicke der anderen Schülerinnen zu vermeiden. Ihr Körper hatte bereits Rundungen, die sie bei ihren Freundinnen nicht finden konnte. Rozë ähnelte eher ihrer Tante als den anderen elfjährigen Mädchen in der Schweiz.

«Schau», sagte Tante Hatixhe und schrubhte ihren Bauch, «diesen Körperteil liebe ich sehr, denn in ihm haben alle deine Cousins und deine Cousine gelebt, bevor sie auf die Welt gekommen sind. Siehst du das?»

Dann zeigte ihre Tante auf eine wulstige Narbe knapp über der Schamhaargrenze. «Mein Bauch wurde hier dreimal geöffnet. Wie ein Schaf vor Bajram.»

Rozë zuckte zusammen und liess den Schwamm fallen. Weisses Schaum floss aus den kleinen Poren, als ihre Mutter versehentlich drauftrat. Nexhmije warf noch zwei, drei Holzspäne in den Ofen und setzte sich wieder auf ihren Sockel.

«Und diese», erzählte Hatixhe weiter und zeigte auf ihre hängenden Brüste, «diese sind nun leer. Aber in einer anderen Zeit habe ich damit die ersten beiden Kinder ernährt. Für die letzten zwei hat es nicht gereicht.»

Rozë schaute hilfeschend zu ihrer Mutter und vermisste in diesem Augenblick das Badezimmer mit der rostigen Dusche in der Schweiz. Ein Raum, den sie alleine für sich haben konnte.

«Qysh e ka shkru Zoti. Wie es Gott geschrieben hat», sagte Rozës Mutter mit weicher Stimme und nickte Tante Hatixhe zu.

Auf dem Körper ihrer Mutter zeichneten sich die Linien ihrer Badehose ab. Diesen Sommer sind sie zum ersten Mal ans Meer gefahren. Ihre Nägel waren sauber und bis zum Nagelbett heruntergeschnitten. Makellos, würde jemand sagen, der die Hände von Nexhmije nie berührt hatte. Rozë spürte, wie rau sie waren, wenn ihre Mutter nach der Arbeit nach Hause kam und ihre Hand an Rozës Wangen legte.

Sie widmete sich wieder ihrem eigenen Körper und schrubhte hastig ihre Arme. Die Haut löste sich und blieb in den Poren des Schwamms hängen. Die Bräune verliess ihren Körper so schnell, wie sie gekommen war.

Ihre Mutter kam mit einem gefüllten Eimer zu ihr.

«Nimm tief Luft.»

Dann liess sie das Wasser über Rozës Kopf fallen. Es floss in einem Schwall über Stirn, Augen, Ohren und Nacken. Rozë sah nichts mehr.

Die Mutter schob den Vorhang aus Haaren schnell wieder auf. Eine Hand legte sie auf Rozës Kopf und drehte ihn so zur Seite, dass ihr linkes Ohr wieder frei war.

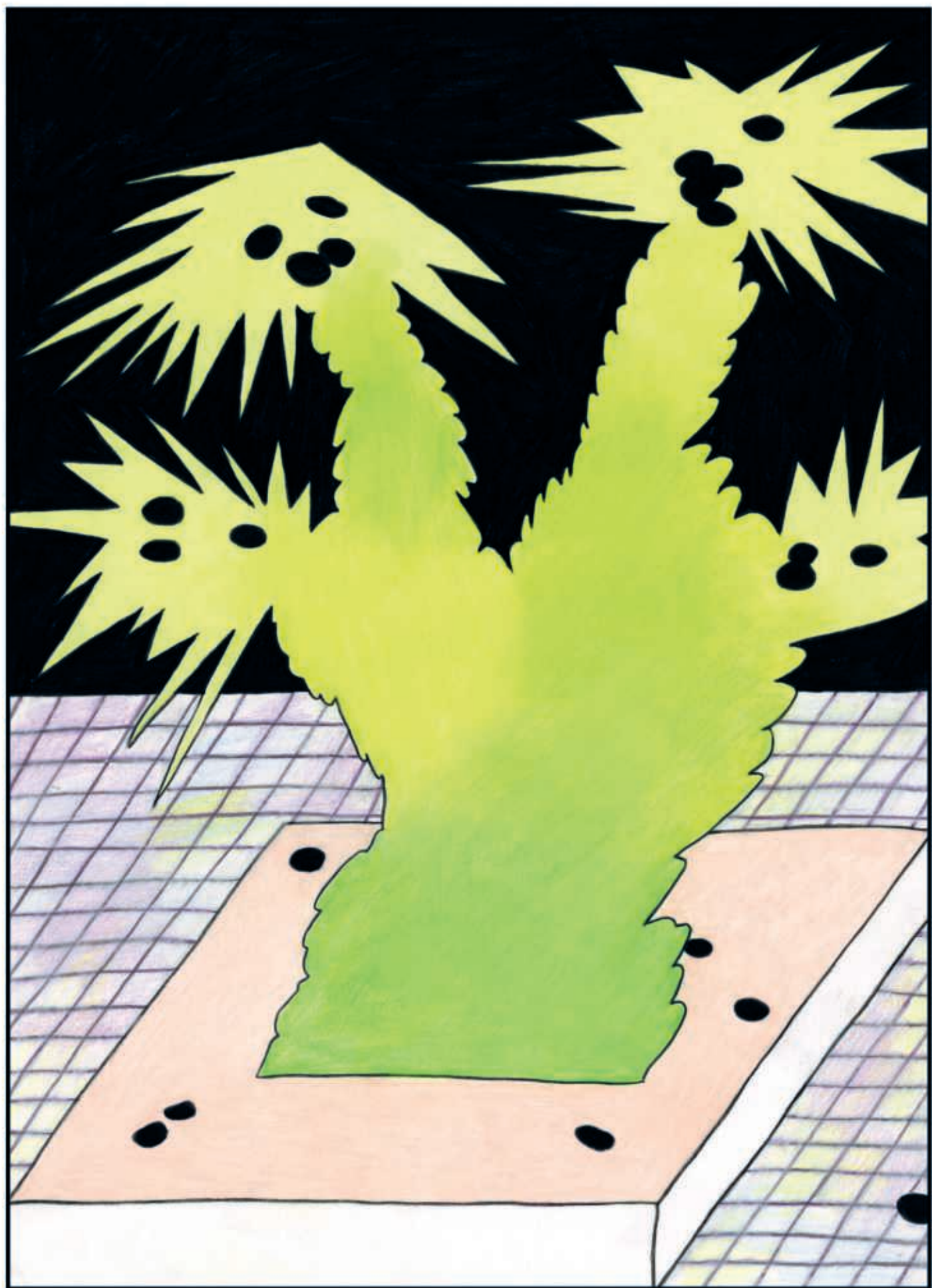
«Bismillah, Gott, bitte vergib mir», hörte Rozë ihre Tante sagen.

«Bismillah, Gott, bitte vergib mir», flüsterte Rozë ihr nach und wünschte sich still, dass sie nie, wie ein Schaf an Bajram, aufgeschnitten werden würde.

Rozë: stimmhaftes s, «e» fast verschluckt wie in «Bitte». Hoxha: «Hodscha», stimmhaftes «dsch». Nexhmije: «Nedsch-mi-je». Hatixhe: «Ha-ti-dsche» (mit klarem «e»). Qysh e ka shkru Zoti: «Tschusch e ka shkru Soti», «q» ist ein weicher «tsch»-Laut, ähnlich wie in «Mädchen».



ARZIJE ASANI ist Autorin und Kulturvermittlerin. In ihrer literarischen Arbeit setzt sie sich mit Migration, Identität und den Spuren familiärer Erinnerung auseinander.



Der Unscheinbare

TEXT DMITRIJ GAWRISCH

Nein, er war wirklich nicht leicht aus der Fassung zu bringen. Selbst wenn die Fussgängerampel trotz hartnäckigem Drücken des Knopfes einfach nicht auf Grün springen wollte, gab er der Versuchung nicht nach, die Strasse bei Rot zu überqueren oder mit den ungeduldig Mitwartenden ein Gespräch übers Wetter zu beginnen. Er stimmte nicht ins gemeinschaftliche Wutschnauben ein, wenn der Bus sich mal um mehr als drei Minuten verspätete und dann auch noch überfüllt vorfuhr. Egal wie übel der aknige Supermarktkassierer gelaunt war, grüsste er ihn stets, lächelte und sagte Danke, wenn er die Spaghetti und Büchsen mit Tomatensauce in der Einkaufstüte verstaute. Er sagte Bitte, wenn er eine zufällige Passantin nach der Strasse fragte, in der ihm einer seiner wöchentlichen Termine gegeben worden war. Wenn er wieder ging, wünschte er wahlweise einen guten oder schönen Tag, auch wenn es draussen nieselte und die Frau, die ihn gähnend bedient hatte, sich mit schmerzverzerrtem Gesicht die Schläfen rieb.

Sein Leben hatte er so arrangiert, dass ihm niemand etwas vorwerfen konnte. Er hatte weder einen Fernseher noch hörte er am Morgen, bevor er im Wald spazieren ging, Radio. Er besass auch keines der neuzeitlichen Unterhaltungsgeräte, weder einen Computer noch eines dieser Smartphones, auf die alle ständig starrten. Seiner Urgrossmutter, einer Grande Dame vom Schlege Anno dazumal, die in einer ausladenden Altersresidenz in den Walliser Alpen unlängst hundert Kerzen auf ihrer Geburtstagstorte ausgeblasen hatte, schrieb er jede Woche einen langen Brief, den er immer eigenhändig zur Poststelle brachte und am einzigen noch geöffneten Schalter abgab. Am Sonntagabend rief er sie vom alten Apparat aus an, der noch eine Wählscheibe hatte und im Flur auf einem elefantenförmigen Schemel stand, und erkundigte sich nach dem Menü, das an den Wochenenden immer besonders gangreich ausfiel. Ihm gehörte einzig ein Plattenspieler. Spätestens um acht Uhr abends aber drehte er Beethovens Klaviersonaten leiser, um zehn Uhr stellte er sie ganz ab. Wenn er sich dann nicht regte und einige Atemzüge ausliess, war die Stille im sechzehnten Stockwerk, besonders im Sommer, wenn die kinderreichen Familien bis in die Nacht hinein auf der Wiese grillten und das Haus leer stand, so vollkommen, dass er die Vibration des Glühdrahts in der Birne und das Knarzen der Wanzen hinter der beige Tapete hörte. Nach Möglichkeit vermied er es, am Wochenende die Waschmaschine laufen zu lassen, auch wenn sie im betonierte Keller untergebracht war und niemanden stören würde.

Jeden dritten Samstag im Monat kaufte er eine Fahrkarte, bestieg den Zug und besuchte seine Urgrossmutter in Crans-Montana. Die alte Dame, die erst kürzlich beschlossen hatte, dass die Zeit der Mädchenblüte nun allmählich vorbei sei, und die schütter gewordenen Haare nicht mehr pechschwarz färbte, erwartete den Enkel in ihrem Liegestuhl auf der Sonnenterrasse der Residenz. Wie immer brachte er ihr Pralinen mit, die sie sich trotz Insulinpumpe eine nach der anderen in den Mund steckte, während er ihr aus Prousts *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* vorlas. Sie sei erst bereit zu gehen, wenn er am Ende des siebenbän-

digen Zyklus angelangt wäre, hatte sie ihm vor einigen Jahren zugezwinkert. Sie waren noch nicht einmal mit dem ersten Band fertig. Nach dem frühen Abendessen in einem noblen Restaurant, in dem für Urgrossmutter und Urenkel immer derselbe Zweiertisch mit Blick auf die verschneiten Gipfel reserviert war, begleitete sie ihn zur Station der Seilbahn und vergass nie, ihm, während sie sich zum Abschied lange und dankbar umarmten, einen grossen Geldschein in die Jackentasche zu stecken, bevor er wieder nach Hause fuhr.

Auf dem Betonpfad, der das Hochhaus mit der Bushaltestelle verband, begegnete er seinem Nachbarn Moritz. Moritz hatte eine rote Nase, lebte ebenfalls allein und fuhr entweder den städtischen Bus oder kontrollierte Fahrkarten in Bussen, die seine Kolleginnen und Kollegen fuhren. Er war geschieden und hatte eine vierjährige Tochter, mit der er an jedem zweiten Wochenende in den Streichelzoo ging, damit das Mädchen die jungen Geisslein knuddeln konnte, die dort immer mal wieder zur Welt kamen. Obwohl Moritz in der Wohnung gegenüber lebte, sahen sie sich selten. Und obwohl Moritz ihm im Gang einmal seine Lebens-, die, wie er mehrfach betonte, vor allem eine Leidensgeschichte sei, erzählt hatte, war er sich nicht sicher, ob der Nachbar sich noch an ihn erinnerte. Er wusste nämlich, dass er nicht der Einzige war, dem Moritz sein Herz ausgeschüttet hatte. Einmal hatte er den Nachbarn dabei beobachtet, wie er einem alten Mann mit Rollator sein Leid klagte, während sie an der Endhaltestelle auf die Abfahrt warteten. Bei anderer Gelegenheit war es eine kaukummikauende Jugendliche mit hochtoupiertem grünem Haar, die er ohne Fahrschein erwischt hatte und deren Personalien er aufnahm. Moritz erzählte seine Geschichte vermutlich jedem, den er lange genug festhalten konnte, dachte er, und der Gedanke stimmte ihn seltsam fröhlich. Als sie fast auf gleicher Höhe standen, grüsste er den Nachbarn heiter, aber der brummte nur und schwankte davon.

Seine anderen Nachbarinnen und Nachbarn kannte er nur vom Sehen. Begegnete man sich im Treppenhaus oder im Lift, grüsste er, höflich, wie es nun einmal seine Art war, immer als Erster. Meistens erschraken die Nachbarn dann, sie hatten sich allein gewöhnt und wurden sich auf einen Schlag ihres Irrtums bewusst. Sie musterten ihn, um herauszufinden, ob er ein Besucher war, der nicht so schnell wieder herkommen würde, oder einer der neuen Mieter, die im Haus dauernd ein- und auszogen. So reagierten selbst diejenigen, denen er schon öfters über den Weg gelaufen war. Niemals nahm er es persönlich, längst hatte er sich damit abgefunden, dass er eben ein unscheinbarer Mensch war.

Er achtete penibel auf sein Äusseres. Er rasierte sich täglich, manchmal sogar mehrfach, etwa dann, wenn er sich im Laufe des Tages am Hals kratzte und dabei auf einige Stoppeln stiess, die die allmählich stumpf werdende Klinge am Morgen übersprungen hatte. Dann schäumte er sich das ganze Gesicht ein und entfernte nicht nur die übersehenen Stoppeln, sondern frischte gleich die gesamte Rasur auf. Jeden Dienstagnachmittag hatte er einen festen Termin beim Friseur, der seinen Nacken enthaarte, die

Koteletten schnitt und die Ohren freilegte. Nachdem er geduscht und die Haare gewaschen hatte, schmierte er immer eine walnussgrosse Menge Gel ins Haar: Nur so konnte er sicher sein, dass seine Frisur Wind und Wetter trotzen und ihre makellose Form den ganzen Tag behalten würde. Auch bei seiner Kleidung war er stets auf Makellosigkeit bedacht. Hatte die Brieftasche, die er nach Vorbild bedeutender Männer an einem Kettchen befestigt hinten rechts trug, den Stoff seiner Jeans durchgerieben, beeilte er sich, mit den Geldscheinen seiner Urgrossmutter eine neue Jeans zu kaufen. Das kam in der Regel alle drei bis vier Monate vor. Die alten Hosen, die bis auf die durchgessene Tasche noch fast wie neu aussahen, spendete er zur Weihnachtszeit der Heilsarmee.

In jeder Schublade seiner Kommode bewahrte er ein Beutchen mit getrockneten Lavendelblüten auf, weil diese, wie er einmal zufällig im Bus gehört hatte, Motten fernhalten sollen. Hatte eine Socke, Unterhose oder ein Hemd dennoch ein Loch, zögerte er keinen Augenblick und warf das Kleidungsstück in den Müll, egal welche Geschichte damit verbunden war oder wie sanft sich der Stoff an seine Haut geschmiegt hatte. Am Sonntagabend, nach dem Telefonat mit der Urgrossmutter, verwendete er eine gute halbe Stunde darauf, seine beiden Paar Lederschuhe zu putzen und so lange zu polieren, bis er sich in ihnen spiegeln konnte.

Niemals, unter gar keinen Umständen, ging er aus dem Haus, ohne die Zähne geputzt, mit der Zahnseide die Zwischenräume gesäubert und mit Mundwasser gegurgelt zu haben, das mal nach Salbei, mal nach Pfefferminze roch. Oft musste er Pakete, in denen seine Bestellungen aus dem Katalog geliefert wurden, am Postschalter abholen, weil er der klingelnden Postbotin die Tür nicht aufmachte, da er gerade erst aufgestanden war und ihr seinen tottlerigen Nachtatem nicht antun wollte. Die Zähne putzte er sich auch nach jeder Mahlzeit und manchmal auch zwischendurch, etwa wenn er viel Knoblauch oder Zwiebeln gegessen hatte und deren Nachgeschmack im Mund spürte. Täglich schrubbte er mindestens fünf Minuten lang seine Kopfhaut, bis er sicher sein konnte, dass auch die letzten Reste des abgestanden riechenden Talgs entfernt waren. Nach dieser Prozedur waren seine Hände mit Haaren bedeckt. Wenn er tagsüber lange auf die Toilette musste, eilte er danach stets nach Hause, um sich zu waschen. Dafür setzte er sich auf den Badewannenrand, spreizte die Pobacken und spülte sich so lange aus, bis er sich wieder sauber fühlte. Gegen Fussgeruch bestäubte er die Füsse und das Innere seiner Schuhe täglich mit einem antibakteriellen Puder.

Am meisten aber hasste er den Geruch von Schweiss. Bisweilen kam es im Sommer vor, dass er aus dem Bus, den er in die Stadt genommen hatte, stieg und den nächsten abwartete, weil ein Passagier derart streng roch, dass seine empfindliche Nase selbst am anderen Ende des Busses zu jucken anfang. Wenn er an sich auch nur einen Hauch von Schweissgeruch entdeckte, wurde er rot wie ein kochender Hummer, schrak vor Passantinnen und Passanten zurück, die ihm nahekamen, wich auf Seitenstrassen und Schleichwege aus, die er nach umfangreichen Expeditionen zur jeweiligen Tageszeit menschenleer wusste, und suchte nach der schnellsten Gelegenheit, sich einzuseifen und zu deodorieren. Zu diesem Zweck trug er immer eine Flasche Wasser, eine hellblaue Seifendose, ein kleines Frottiertuch und ein Deodorant mit sich. Das Deodorant musste geruchlos sein, parfümierte Deodorants bereiteten ihm Ekel, weil er wusste, dass sie Gerüche nicht beseitigten, sondern nur überdeckten. Er deodorierte jede Hautfalte, in der sich der Schweiss sammeln konnte. Etwa die Hälfte

einer handelsüblichen Dose versprühte er unter den Achseln, den Rest verteilte er auf die Kniekehlen und die Armbeugen, die Zwischenräume der Zehen und Finger, hinter die Ohren, zwischen den Hoden und Schenkeln, im Po und in den Falten am Hals und an der Stirn. Erst nach dieser Behandlung fühlte er sich sicher und getraute sich zurück unter die Menschen.

Es war Sonntagmorgen und Zeit für seinen Spaziergang. Er streifte die Schuhe über, fuhr noch rasch mit der Bürste über das braune Leder, bevor er die Klinke hinunterdrückte und die Wohnungstür aufstiess. Kopfschüttelnd hob er die Zigarettenstummel auf, die die halbstarren Nachbarszwillinge vor seiner Tür fallengelassen hatten, und warf sie in den Aschenbecher, den er zu genau diesem Zweck eines Morgens neben dem Lift an die Wand geschraubt hatte. Dann stieg ihm der vertraute Geruch in die Nase. Und sogleich wusste er, freudig in die Hände klatschend wie ein Kind, dass er wieder gebraucht wurde.

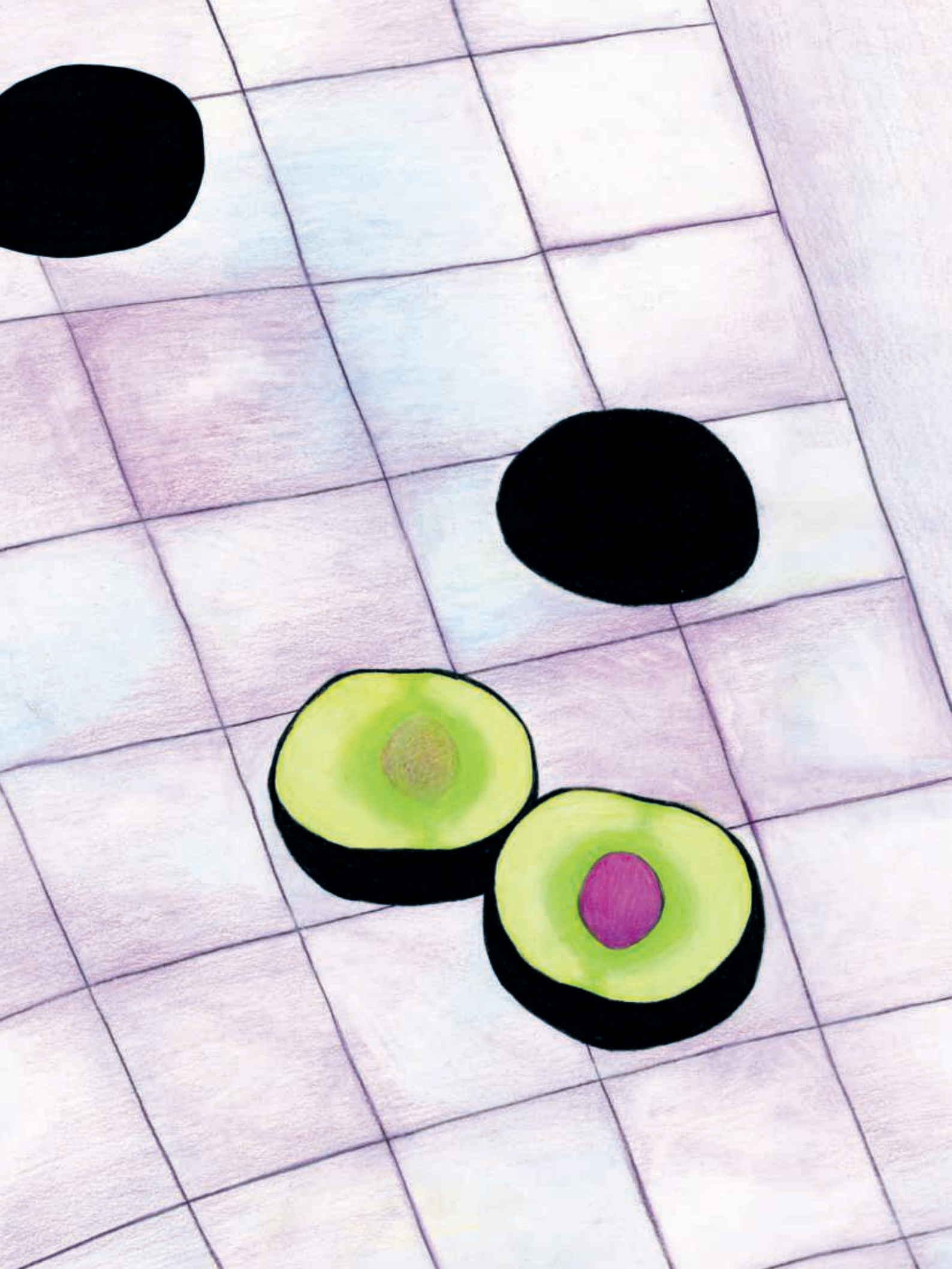
Er schloss seine Wohnung wieder auf, nahm einen Lappen, feuchtete ihn in der Spüle an und stieg damit die Treppe nach unten. Mit jedem Tritt wurde der Geruch beissender, so dass er sich die Nase zuhalten und durch den Mund atmen musste, um nicht zu würgen. Diesmal verteilte sich die Lache über fünf Stufen, dazu einige Spritzer an der Wand und am Geländer. Sie hatte eine gräuliche Färbung, durch die sich rosa Streifen aus Schleim und Rotz zogen. Er erkannte Paprikastücke, die unzerkaut hinuntergeschluckt worden waren, Kerne von Tomaten und Nudeln, die noch keine Zeit gehabt hatten, sich im Magensaft aufzulösen.

Er ging stufenweise vor. Erst wischte er mit der einen Seite des Lappens die zähe Brühe auf die nächstuntere Treppenstufe, dann rieb er die gesäuberten Fliesen mit der anderen Tuchseite glänzend. Auf der untersten Stufe angelangt, nahm er den Brei mit dem Tuch auf wie einen Klumpen wertvoller Erde und rannte damit nach oben zu seiner Wohnung. Nicht schnell genug: Schon nach wenigen Schritten quoll die Flüssigkeit durchs Tuch und rann erst seine Hände, dann auch seine Unterarme hinunter bis zum Ellbogen. In der Küche liess er das Tuch behutsam in die bereitstehende mikrowellenfeste Tupperbox gleiten, drückte den Deckel fest zu und stellte sie zu den anderen ins Gefrierfach seines kleinen Kühlschranks.

Er duschte noch einmal ausgiebig, wobei er Hautpartien, die in Berührung mit dem fremden Mageninhalt gekommen waren, besonders gründlich einseifte und abschrubhte. Nachdem er sich trockengerieben hatte, trug er nach der bewährten Methode Deodorant auf. Als der Druck in der Dose nachliess, zog er sich wieder an, fuhr mit der Bürste über die Schuhe und verliess die Wohnung. Da im Treppenhaus noch immer der saure Geruch hing, nahm er ausnahmsweise den Lift.



DMITRIJ GAWRISCH wurde in Kyjiw, Ukraine, geboren und studierte Wirtschaftswissenschaften in Bern. Er schreibt Theaterstücke und Prosa, ausserdem arbeitet er als Redaktor beim Magazin «Reportagen». Er lebt mit seinen beiden Kindern in Berlin und entdeckt gerade als Ausgleich zur Kopfarbeit das Imkern für sich.





Zwei Männer

TEXT GIAN SNOZZI

Um Mitternacht wachte ich auf und hörte den Wind pfeifen. Ich wälzte mich aus dem Bett und setzte mich in die Küche. Anstatt das Licht einzuschalten, zog ich den Backofen auf; die Lampe darin ging an und verbreitete ein rostfarbenes Glimmen. Meine Frau lag im Zimmer nebenan. Es gab keine Tür.

Seit Monaten fand ich mich des Öfteren so vor: zur Geisterstunde, allein in der Küche, mit einem Glas in der Hand.

Im August hatte uns ein Test aus dem Snackautomaten Gewissheit über die anderen Umstände verschafft. Ich war dazu übergegangen, Yetunde Grace «meine Frau» zu nennen.

Im Gegenzug sagte sie «Soziopath» zu mir.

Als die Kirchenglocke schlug, ein einziges Mal, fuhr ich auf. Den Wänden entlang tastete ich mich zurück ins Bett. Ich überlegte, was wohl geschähe, wenn ich meine Frau berührte. Ob sie dann auch Lust bekäme?

Nach einer Weile schlief ich ein.

Am Morgen weckte mich ein Geräusch aus der Küche. Ich zog mich an, schlüpfte in die Pantoffeln und stieg die eiskalten Stockwerke hinunter.

Ich hatte mich um ein Stipendium beworben. Hatte hier und dort meine Sachen eingereicht. Und das war der Grund, warum ich jeden Tag, von Montag bis Samstag, voller Anspannung meinen Gang zum Briefkasten unternahm.

Tatsächlich war ein Brief für mich gekommen.

Dass er etwas Besonderes war, obschon nicht auf die von mir erhoffte Art, erkannte ich an dem Logo auf dem Umschlag.

Ich riss die Lasche auf und studierte das Schreiben. Es war vom Regionalen Arbeitsvermittlungsamts. Man verpflichtete mich zu einem Workshop. Thema: «Die aktuelle persönliche Situation».

Meine Frau stand in der Küche und lösfelte Müesli aus einer Schale. Wegen der Kälte und dem Durchzug hatte sie ihren

Mantel übergezogen ohne zuzuknöpfen, damit der Bauch Platz hatte.

Ich wedelte mit dem Brief.

Sie stellte die Schale auf den Tresen und wischte sich den Mund ab.

Während sie las, versuchte ich, eine Unebenheit im Boden flach zu treten.

«Das Papier ist rot», bemerkte sie.

«Stimmt», sagte ich.

«Die Farbe –», sagte sie.

«Ja?»

«Das ist eine Mitteilung für sich.»

Der Workshop fand in einem Geschäftsbäude statt, auf einer fünften Etage, eine Stunde Fahrt mit Bus und Bahn. Die Decke in dem Schulungsraum war abgehängt und perforiert. Die gerahmten Plakate an den Wänden kündigten Ausstellungen und Festivals an, die vor Jahren stattgefunden hatten.

In der Gruppe waren wir zu zwölf.

Alles Männer.

Während wir darauf warteten, dass jemand käme, um sich unserer anzunehmen, redete keiner ein Wort.

Unser Schweigen würde sich bis in alle Ewigkeit hinziehen, befürchtete ich. Doch da bellte jemand in die Runde, dass die Penner uns wohl vergessen hätten.

Peinlich berührt zuckten wir anderen mit den Schultern.

Nur Augenblicke später stand die Leiterin vor uns, wie durch eine Tapetentür in unsere Wirklichkeit getreten. Das Haar einseitig abrasiert, rollte sie ihr Köfferchen in eine Ecke, zog ihren Mantel aus und hängte ihn über einen Stuhl. Zum Vorschein kam ein veilchenblauer Hosenanzug.

«Los geht's!», rief sie und klatschte in die Hände.

Als Erstes mussten wir die Tische zu einem nach vorn offenen U zusammenschieben.

Dass nun eine Frau anwesend war, alles andere als übel aussehend, knipste in den Männern einen auf uralten Genen codierten Wettbewerbsgeist an. Im Nu waren wir fertig.

«Stellt euch der Reihe nach vor», sagte die Leiterin.

Der erste hiess Johannes.

Der zweite Simon.

Der dritte Tomás.

Wer würde hier am Ende wohl wen mit einem Kuss verraten, fragte ich mich.

Offenbar hatte die Leiterin einen ähnlichen Gedanken: «Fantastisch», rief sie, keinen Hehl aus ihrer glänzenden Laune machend, «dann bin ich also der Heiland!»

Der Teilnehmer schräg gegenüber wetzte auf seinem Stuhl herum und nuschelte etwas in die Runde. Es war derjenige, der zuvor schon durch unpassende Rede auf sich aufmerksam gemacht hatte.

«Wie bitte?», sagte die Leiterin.

«Nur Männer!», kläffte er. «Das ist doch nicht normal.» Unter einem roten Tweedjackett trug er einen gelben Rollkragenpullover. Die Hose, ebenfalls rot, endete, wir hatten Februar, über stämmigen Postbotenwaden. Grösser als eins-fünfundsechzig konnte er nicht sein, doch er strotzte vor roher Muskelkraft. Ungeachtet all dieser Überspanntheit zeichnete er sich an erster Stelle durch etwas anderes aus: eine Hohlform über der rechten Schläfe, bedeckt von einem Stück verpflanzter Haut. Die verblasste Narbe nahm ich als Indiz, dass der Unfall, oder was es gewesen sein mochte, länger zurücklag.

«Was heisst denn schon normal?», sagte die Leiterin. «Normal gibt es nicht.»

«Halb-halb wär normal», versetzte der Mann, «das hier ist wie im Knast.»

In der Pause steckte die Leiterin ein Geheimschlüsselchen in den Automaten, und alle Getränke waren umsonst.

Ich zog mir einen Kaffee und kehrte zurück an meinen Platz. Der Mann schräg gegenüber thronte auf seinem Stuhl wie ein sizilianischer Zitronenbaron. Die Arme vor der Brust verschränkt, fing er meinen Blick auf und nickte mir zu.

Als es in den Mittag ging, schlug die Leiterin ein Buffet-Restaurant vor.

Blind ergeben hefteten sich die Männer an ihre Fersen.

Ich schützte vor, in der Stadt etwas erledigen zu müssen. Mit wehenden Mantelschössen spazierte ich umher. Der Wind in den Querstrassen trug die Kälte des Flusses bis in die Neubauquartiere.

Als ich die Innenstadt erreichte, hatte sich am Himmel nichts geändert. Er war grau und strukturlos. Ich drückte die Klinke des Münsters, doch die Tür war verschlossen. Sie wirkte, als wäre sie seit tausend Jahren nicht geöffnet worden.

Quer ging ich über den Vorplatz.

Die Gassenküche befand sich noch an der alten Adresse. Unter dem beheizten Vorzelt nahm ich an einem Gartentisch Platz. Nach der Beschaffenheit meiner Not erkundigte sich niemand. Was man mir brachte, verzehrte ich hastig, die Augen auf den Teller geheftet.

Anschliessend streifte ich lange ziellos umher, bis mich das Lied «Conquest of Paradise», das ich seit Ewigkeiten nicht gehört hatte, ins Innere eines Geschenk-ladens zog.

Erst glaubte ich, ich wäre allein.

Dann entdeckte ich die Verkäuferin, zwischen den Regalen war sie in die Hocke gegangen, um Plastikperlenketten aufzuhängen.

Hinten lugte ihr Schlüpfer raus.

Als sie mich bemerkte, stand sie hastig auf, stopfte die Daumen in den Bund und zog die Hose hoch. Dabei wackelte sie mit dem Hintern.

«Wie kann ich dir helfen?», sagte sie.

Ich spürte, dass ich rot anlief.

Ohne hinzuschauen, griff ich ins Regal. Seit dem Test aus dem Snackautomaten lief zu Hause nichts mehr in Sachen Körperkontakt. Manchmal platzte ich fast vor Verlangen.

An der Kasse liess die Verkäuferin den Artikel, was immer es war, in einen Umschlag aus braunem Packpapier gleiten und verschloss ihn mit einem Herzen-Aufkleber.

Jetzt werden wir übereinander herfallen, dachte ich.

«Das macht drei-fünfzig», sagte sie.

Am Nachmittag mussten wir in Partnerarbeit unsere «aktuelle persönliche Situation» auf den Prüfstand stellen. Der Mann schräg gegenüber blickte drein, als wollte er sich mit Schwarzgurt-Karate einen Weg aus diesem Schlamassel bahnen.

Gottlob bekam ich es nicht mit ihm zu tun, sondern mit Johannes.

Eigentlich nenne man ihn Jo, sagte der; also sagte ich Jo zu ihm. Sein Hemd war kariert und übersät mit den Aufnähern eines Segelclubs.

«Ich hab neunzehn Jahre Erfahrung in Fernwasserversorgung», erklärte er düster.

Darunter konnte ich mir nichts vorstellen.

Als wir uns im Leitfaden mit dem Abschnitt «Freizeit & Hobbys» beschäftigten, zeigte er mir Fotos aus seiner Garage. Das Motorrad, von dem er winters kaum Gebrauch machte, hatte er in eine Ecke geschoben und sich einen Klapptisch hingestellt. In stundenlanger Kleinarbeit baute er dort – ausserhalb der Reichweite der Kinder, wie er hinzufügte und mich über den Rand seiner Brille hinweg musterte – mit Legosteinen Bilder von M. C. Escher nach. Die Konstruktionen waren dreidimensional. Nur wenn man sie unter einem bestimmten Winkel betrachtete, erwuchsen die bekannten Phänomene.

«Das mit Lego zu machen», sagte ich.

«Ja?»

«Das ist eine Mitteilung für sich.»

«Stimmt», strahlte Jo, «so ist es.»

Die Ergebnisse unserer Nachforschungen stellten wir im Plenum vor.

Um Jos Zukunft machte sich keiner Sorgen.

«Wasser wird schon bald zum Anlass für Kriege», prophezeite die Leiterin.

Dass es dagegen knifflig werden würde, meine Datenpunkte in die Mathematik des Arbeitsmarktes einzupflegen, hatte ich geahnt.

Doch nichts im Vergleich zu dem Mann mit der Hohlform am Kopf. Sein Anstel-

lungsverhältnis bei einem Rohstoffgiganten hatte geendet, nachdem er dreihundert Container Kupfererz im Wert von sechs- unddreissig Millionen bei einem Mittelsmann in der Türkei ersteigert hatte. Am Perlfluss, in China, dem Bestimmungsort der Fracht, hatte sich herausgestellt, dass die Container nichts als angemalte Pflastersteine enthielten.

«In Ergani Maden wird seit fünftausend Jahren Kupfererz abgebaut», rechtefertigte sich der Mann.

Er wirkte alles andere als bedrückt.

Er lächelte.

Hintersinnig, wie mir schien.

Um achtzehn Uhr war Schluss. Statt mit den anderen auf den Aufzug zu warten, nahm ich die Treppe.

Ein kleiner Brief auf meinem Handy zeigte an, dass eine Nachricht eingetroffen war. Eine Offerte vom Büro für Temporärarbeit. E-Bikes auf Eisenbahnwagen verladen. Zum Einwilligen musste ich auf «akzeptieren» tippen. Was ich tat. Den zweiten Kurstag wollte ich mir um jeden Preis ersparen.

Im Erdgeschoss hallten Stimmen aus dem Foyer. Ich bog in den Korridor zum Hinterausgang ein, blieb aber auf halbem Weg stehen, gefesselt vom Anblick eines Objekts, einer Art Zimmerbrunnen: Unter einer durchsichtigen Kuppel schossen von Luftdüsen getriebene Styroporkügelchen über eine Winterlandschaft mit Holzhäuschen und Tannen.

«De Broglie!», hörte ich plötzlich hinter mir eine Stimme. «Du erinnerst dich wohl nicht an mich.»

Das war der Mann mit der Narbe, der Irre mit den Erzmillionen.

«Heuer», sagte er und lutschte sich erwartungsvoll die Zähne. «Rekrut Heuer.»

In meinem Gehirn berührte ein Drähtchen eine Stromquelle.

«Ich hab neben dir gepennt, Mann, bis –», mit dem Finger tippte er an das fehlende Stück an seiner Schläfe.

Da fiel mir alles wieder ein.

Heuer und ich hatten zusammen Militärdienst geleistet. Zehn Jahre musste das her sein.

Elf.

Im Tarnanzug und mit intaktem Schädel war er ein völlig anderer Mann gewesen: schwächliche Brust, dünne Beinchen, immerzu bestürzt aus der Wäsche blinkende Augen. Vor lauter Scheu hatte er den Mund kaum aufgebracht. Dafür aber andauernd mit einem Bleistiftstummel in ein Notizheft geschrieben. In ihm litt der geknebelte Geist eines Dichters, hatte ich damals vermutet, und attestierte ihm eine spärliche Überlebensfähigkeit.

Als er beim Eilmarsch zurückfiel, nahm ich ihm das Gewehr ab. Als ich beim Schiessen mein Soll erfüllt hatte, platzierte ich, damit man ihn nicht länger quälte, meine restlichen Kugeln auf seiner Scheibe.

Er hatte so eine Art, sich zu bewegen.

Ich dachte, er wäre schwul.

Während eines Manövers verschob man uns auf Schleichwegen bis an den Fuss einer bewaldeten Anhöhe. Der Geländewagen kam abrupt zum Stehen, und der Korporal befahl Heuer und mir abzusitzen. Im strömenden Regen erteilte er uns den Auftrag, den Hügel zu erklimmen, um den Beobachtungsposten auszukundschaften, den wir dort oben vorfinden würden. Mir war klar, dass er uns loswerden wollte. Mich, weil ich keine Gelegenheit ausliess, Fragen zu stellen, die den Oberen ihre eigene Blödheit vor Augen führten; Heuer, weil der Korporal zu Recht befürchten musste, dieser würde den Erfolg seines eigenen, von der anderen Flanke vorgetragenen Angriffs gefährden.

Nachdem der Geländewagen im Regen-

schleier verschwunden war, rief ich, «Auf geht's!», und sprang entschlossen über den Strassengraben. Der Korporal hatte mich zum Anführer des Zwei-Mann-Kommandos gemacht.

Ich fühlte mich auf widerwärtige Weise angestachelt.

Nach frisch austreibenden Bäumchen greifend, zogen wir uns den Waldhang hinauf, und als ich zum x-ten Mal an einer Ranke hängenblieb, schlug ich vor, die Pelerinen auszuziehen.

Entsetzt blickte mich Heuer an.

«Um schneller voranzukommen», erklärte ich und machte eine auffordernde Geste.

Er gehorchte.

Bald waren wir bis auf die Unterhosen durchweicht.

Als ich den Eindruck bekam, bald oben zu sein, befahl ich Heuer, er solle sich hinsetzen und warten.

Allein kletterte ich über einen wackligen Haufen Steine und erreichte die Kuppe. Ein paar Meter weiter ging der Wald in eine Lichtung über. Dort erspähte ich, wonach ich gesucht hatte: aufgespannte Zeltplanen und Tarnnetze.

Ich vernahm lautes Geschwätz auf Französisch. Die Gedankenlosigkeit der Kameraden weckte bei mir die Lust, sie fertigzumachen. Ich warf mich auf den Boden und klappte das Zweibein aus.

Da hörte ich ein Pfeifen.

Es war Heuer.

Er hockte auf einem umgestürzten Baum, notierte sich etwas in sein Heft und gab ein Liedchen zum Besten.

Ich schleuderte einen Tannenzapfen nach ihm.

Treffer!

Er starrte zu mir hoch, als hätte ich ihn geohrfeigt.

Ich winkte ihn herbei.

«Hinlegen», fauchte ich, als er neben mir ankam. Sein Gewehr hatte er einfach durch den Dreck geschleift.

Ich zerbrach mir den Kopf, was nun zu tun wäre. Ein Fernmeldekabel führte vom Unterstand weg. Ranschleichen und die Schwachköpfe aus nächster Nähe umpushten schien mir das Richtige. Da mischte sich ein sonderbares Geräusch in meine Überlegungen.

Heuers klappernde Zähne!

Aber es war doch überhaupt nicht kalt!

Ehe ich was sagen konnte, ploppten Schüsse in der Distanz. Das war der Korporal mit seinem Angriff.

Ratlos gestikulierend kamen die beiden Welschen aus ihrem Unterstand. Nur der eine hatte daran gedacht, seine Knarre umzuhängen.

Behutsam zog ich am Ladehebel. Ich liess eine Platzpatrone in die Kammer gleiten und stellte auf Feuerstoss, zielte und drückte ab.

Ihre Lasergeräte piepten, was hiess, dass ich sie erwischte hatte.

«Los!», rief ich und rannte los.

Der eine der beiden, der mit dem Gewehr, legte an, unverschämt, und eröffnete das Feuer auf uns.

«Hör auf, du Penner!», brüllte ich.

Mit piependem Gerät sank Heuer zu Boden.

«Steh auf, Mann! Bist du blöd? Das zählt doch nicht!»

Der verkappte Franzmann lachte wie gestört, schlüpfte zurück in den Posten

ANZEIGE



**HERAUS
INS
NICHTS
HINAUS**

Literaturhaus
Museums-gesellschaft

**Literaturhaus Zürich
Sept – Okt 2026**

7.9. Mircea Cărtărescu
17.9. Sarah Elena Müller
23.9. Dimitré Dinev
28.9. Fann Attiki
12.10. Doris Dörrie
28.10. Julia von Lucadou

Vollständiges Programm
und Tickets unter literaturhaus.ch



MARIUS RAPPO



23.05 –
25.10.2026

MUSEUM
MUSEE
Mingodin

sensler

Öffnungszeiten
Donnerstag, Samstag &
Sonntag von 14 bis 17 Uhr
Kirchweg 2 | 1712 Tafers
www.senslermuseum.ch



und griff dort, ich sah es durch die Löcher im Tarnnetz, nach dem Fernmeldehörer. Wollte wohl die Kameraden warnen.

«Tu est mort! Arrête ça!»

Meine Stimme überschlug sich. Was den Affenarsch überhaupt nicht beeindruckte. Ungerührt drückte er irgendwelche Knöpfe.

Ich eilte hin, keilte mit dem Stiefel gegen das Equipment aus, schaltete auf Dauerfeuer und entleerte aus kurzer Distanz den Rest des Magazins.

Mitsamt Campinghocker kippte der Soldat nach hinten um.

Dass das Mündungsfeuer «seine Brust schmauchte», wie es später im Bericht hiess, bekam ich nicht mit. Ich sah bloss meinen Händen zu, wie sie das Messer aufklappten und das Fernmeldekabel zerschnitten.

Dann rannte ich rüber zu Heuer. Er kauerte am Boden, den Kopf zwischen den Knien.

«Du bist nicht tot! Steh auf, Mann!», schrie ich und zog an seinem Arm.

Er rührte sich nicht.

Er weinte.

Für das zerstörte Material und den «Angriff auf den Kameraden» bekam ich vier Tage Arrest. In der Zelle lernte ich auf Händen gehen und las das Neue Testament. Über das Ende Judas' auf dem Blutacker heisst es dort: *Mit dem Lohn für seine Untat kaufte er sich ein Grundstück. Dann aber stürzte er vornüber zu Boden, sein Leib zerbarst und alle Eingeweide fielen heraus.*

Als man mich entliess, war Heuer fort. «Arztzeugnis vom Psychiater». Mehr war nicht über seinen Verbleib herauszubekommen.

Ein halbes Jahr nach Dienstende lief ich dem Korporal über den Weg. Wie ehemals war sein Kopf kurzgeschoren. Er trug eine Hose mit messerscharfer Buntfalte und eine übergrosse Daunenjacke mit Fellkapuze. In der einen Hand hielt er eine Dose Bier, in der anderen eine Leine. Von einem Hund keine Spur.

Da erfuhr ich, dass Heuer versucht hatte, sich das Leben zu nehmen.

Und eben dieser Heuer stand nun plötzlich vor mir.

«Warum so bleich?», sagte er. «Semper fi.»

Auf sein Handzeichen folgte ich ihm im Korridor nach. Der Hinterausgang war zugesperrt, flugs machte er ein Fenster ausfindig, das sich öffnen liess.

Behände kletterte er hinaus.

«Worauf wartest du?», hörte ich ihn von der anderen Seite rufen.

Umständlich schwang ich meine Beine über die Brüstung. Von unten streckte er mir die Hände entgegen, doch ich kriegte sie nicht zu fassen und kippte hilflos vornüber. Unsere Gesichter rasten aufeinander zu. Im letzten Moment schafften wir es, meinen Sturz aufzufangen. Meine Lippen berührten seinen Kopf. Es war ein Versenken.

«Der Kuss wär aber nicht nötig gewesen», sagte Heuer.

Er brachte sein Jackett in Ordnung und marschierte los. Zwei Gassen weiter streckte er wie ein Magier den Arm aus. Direkt vor uns flammten die Blinker eines Jaguars auf.

Falsches Kupfererz, dachte ich, im Wert von sechsunddreissig Millionen.

Ich öffnete die Beifahrtstür und stieg ein.

Als wir die Stadt hinter uns gelassen hatten, brachte ich endlich etwas hervor: «Wohin fahren wir?»

«Zu mir natürlich. Ich lad dich ein, mein Führer.»

«Alrighty – ich geb nur mal kurz meiner Frau Bescheid.»

Ich versuchte, mich locker zu geben.

Auf dem Handy schrieb ich: *bonsoir und grüezi, verehrteste: am nationalen verlierergipfel hab ich doch glatt einen alten kumpel getroffen, unglaublich, irre, haarsträubend. alles weitere erzähl ich dir dann später. komme –*

Jäh wurde ich von einer Kraft in den Gurt gedrückt. Das Handy rutschte mir aus der Hand. Polternd schlug es im Fussraum auf.

«Ups», sagte Heuer.

Der Grund für die Vollbremsung: Vor uns bog ein Laster in die Strasse ein. An dessen Heck klebten wir nun über etliche Kilometer hinweg, ohne dass Heuer Anstalten gemacht hätte zu überholen. Vor einer Kurve drückte er plötzlich aufs Gas. Wir schossen über die durchgezogene Mittellinie. Ich unterdrückte einen Schrei.

«Da hast du's», murmelte Heuer. Ich glaube, er meinte den Laster.

Beim Sturz war mein Handy ausgegangen. Vor lauter Aufregung konnte ich mich nicht an die Geheimzahl erinnern. Im Bemühen um einen klaren Kopf fragte ich Heuer, wie ihm der Kurs gefallen habe.

«Der Leiterin hat's scheint's ins Gehirn geschissen», sagte er, «aber sie ist ziemlich knackig.»

«Meinst du? Also mein Fall ist sie nicht.»

«Mach mir nichts vor. Ich hab doch gesehen, wie ihr euch anschmachtet.»

«Ich – ich hab da was am Haken», sagte ich, um das Thema zu wechseln, «einen Job. Morgen bin ich weg. Logistik.»

«Deine Frau –», sagte Heuer. Dass er den angebrochenen Satz in der Luft hängen liess, verwirrte mich dermassen, dass ich ausplauderte, dass sie schwanger war.

Heuer schüttelte sich vor Lachen, wir gerieten auf die Gegenfahrbahn. Er riss das Steuer herum, wich im letzten Moment den heranfliegenden Scheinwerfern aus.

Ein Dorf nach dem anderen rauschte im Seitenfenster vorbei. Mit ihren Coiffeursalons, Kirchlein, Kneipen, Kindergärten und Supermärkten, die über Nacht bedenkenlos ein Sortiment an Schneeschaufeln, Reisigbesen und Anzündhölzern vor der Tür stehen lassen, sahen sie alle gleich aus. An einem Kreisverkehr bogen wir in ein frisch aus dem Boden gestampftes Wohnquartier ein.

«Hier wären wir», sagte Heuer und lenkte den Wagen in einen Carport am Ende einer Sackgasse.

Links und rechts vom Eingang hingen afrikanische Speere an der Wand, über dem Sturz prangte eine feuerrote Maske. Schuhe und Mantel zogen wir in der Garderobe aus. Eine Treppe führte uns in den Wohnbereich.

«Bin wieder da!», rief Heuer, eine Unterwürfigkeit in der Stimme, von der er im Kurs keinen Gebrauch gemacht hatte.

Zwei Mädchen kamen um die Ecke geschossen, gefolgt von einer graziösen Frau mit einem Baby auf dem Arm. Ich war erleichtert.

Als die Mädchen mich erblickten, wichen sie um die Beine ihrer Mutter zurück.

«Das ist Ti», sagte Heuer.

Die hat er aus dem Ladys-aus-Fernost-Katalog, dachte ich. Sogar ein Veilchen unter dem Auge hatte sie. Garantiert setzte es Prügel, wenn sie die Zahnpastatube nicht richtig zuschraubte. Doch Ti sprach ein lupenreines Toggenburgerisch.

«Hoppla, was ist denn mit dir passiert?», sagte Heuer und berührte mit dem Handrücken sanft ihre Wange.

«Trampolin-Unfall mit Kind eins», erklärte Ti.

«Jördis», sagte Heuer, «hast du wieder deine Mutter geschlagen?»

«Nö», sagte das Kind, «das war ich nicht.»

Mich stellte Heuer als «De Broglie» vor, ohne weitere Erklärungen, als wüsste seine Frau ganz genau, um wen es sich handelte.

«Wir haben schon zu Abend gegessen», sagte diese, «aber es ist noch was für euch da.»

Wir setzten uns auf zwei Barhocker an eine nierenförmige Theke in der Küche. Ti trug die Teller auf. Die Deckenspots gleisserten unangenehm auf dem Porzellan. Es gab Wurstsalat und Bier. Dass ich Vegetarier war, brachte ich nicht über die Lippen.

«Im Zoo von San Diego gibt's eine Schildkröte mit zwei Köpfen», sagte Heuer. «Stimmt's, Ti?»

«Stimmt.»

«Die beiden Köpfe haben jeder ein eigenes Oberstübchen und fressen Salat mit eigenen Mäulern. Aber am Ende landet alles im selben Magen.»

Im Stehen entblösste Ti eine Brust und stillte das Baby. Von Minute zu Minute wurden die Kinder zutraulicher. Mit kräftigen Schlucken aus dem Glas bekämpfte ich den brodelnden Fleischgeschmack in meinem Mund. Szenen meines zukünftigen Lebens flackerten in meinem Kopf: E-Bikes verladen und ein Säugling, um den ich mich kümmern musste, während meine Frau in Gräzistik promovierte.

Sobald eins der Gläser leer zu werden drohte, machte sich Heuer an einem Partyfass mit der Aufschrift «Snake Beer» zu schaffen. Die Mädchen kletterten an den Streben meines Hockers hoch. In ihrem ruppigen Dialekt versuchte Ti, sie zu verscheuchen. Es war zwecklos. Irgendwann schickte sie sich in ihre Niederlage. Sie behauptete, sie müsse das Baby schlafen legen und verschwand spurlos.

Wann immer es die von den Knirpsen verursachten Erschütterungen zuließen, schüttete ich Bier in mich hinein. Ich hatte eine Heidenangst, umzukippen und bewusstlos liegen zu bleiben. Weit mehr fürchtete ich aber, dass Heuer auf die Delle über seiner Schläfe zu sprechen käme.

«Ich will einen Dobelmann», sagte das kleinere der beiden Mädchen.

«Die Leier hatten wir doch schon», erwiderte Heuer barsch, «Dobelmann, Dobelmann, Dobelmann.»

«Alter, aber ich will!»

«Es heisst, ich hätte gern!»

Das Mädchen kreischte extrem laut. Reflexartig stopfte ich mir die Finger in die Ohren.

«Einen Scheisshund gibt's nicht!», brüllte Heuer und schlug seine kleine Faust

auf den Tisch, dass das Geschirr klirrte.

«Du bist blöd, Heuel!», jammerte das Mädchen.

Der knüllte eine Serviette zusammen und pfefferte sie der Kleinen mitten ins Gesicht. Schreiend lief sie davon.

«Danke», sagte Heuer, «merci beaucoup.»

«Wofür?», frage ich.

«Das weisst du doch, mein Führer.»

«Bitte?»

«Ha! Du hast ja Angst!», sagte Heuer, lachte schrill, reckte den Kiefer vor und saugte sich genüsslich den Bierschaum von der Lippe.

«Angst?»

«Na klar. Weil sie schwanger ist.»

«Wer?»

«Deine Frau. Du wirst Vater und du hast Schiss.»

«Eigentlich nicht. Nein – nein.»

«Keine Sorge. Es ist wunderbar!»

«Das sehe ich.»

«What?»

«Nichts. Ich meine –»

«Ach, komm schon. Bestimmt ist sie gut.»

Entsetzt blickte ich Heuer an.

«Deine Frau», sagte er, «bestimmt ist sie eine gute Sau.»

Jedenfalls war es das, was ich verstand.

«Ich muss mal kurz für kleine Workshopper», stotterte ich, halb in Panik, und liess mich vom Hocker gleiten.

In der Toilette klappte ich den Klodeckel runter und kletterte durch das winzige Fenster. Beim Sprung ins Freie hätte ich mir beinahe den Knöchel gebrochen. Geduckt humpelte ich nach vorn. Unter fantastischen Adrenalinschüben riss ich die Eingangstür auf und angelte mir meine Schuhe und den Mantel. So schnell ich konnte, sprintete ich in Socken die Strasse hoch.

Nie habe ich jemandem davon erzählt.

Zu Hause zog ich die Backofentür auf. Die Lampe darin ging an. Ich stand da und starrte ins rostige Licht.

Irgendwann ging ich ins Bad und putzte mir die Zähne.

Mir kam eine Erinnerung.

Auf Zehenspitzen schlich ich zur Garderobe und zog den Umschlag aus der Manteltasche. Ich zerriss den Herzen-Aufkleber und entnahm das Geschenk: Ein Schlüsselanhänger aus Plexiglas. Man konnte ihn aufschieben und ein Foto einlassen.

Ohne weiter darüber nachzudenken, trennte ich eine Seite aus meinem Notizbuch und schrieb «Lucy Chinwendu» drauf. So wollten wir das Baby nennen. Mit der Küchenschere stutze ich das Papier zu recht, schob es zwischen die durchsichtigen Platten und hängte den Anhänger an den Badezimmerspiegel. Ich war noch betrunken genug, um mit Lippenstift ein Herz drum herum zu malen.

Im Schlafzimmer zog ich mich nackt aus.

Auf meiner Seite schlüpfte ich unter die Decke.

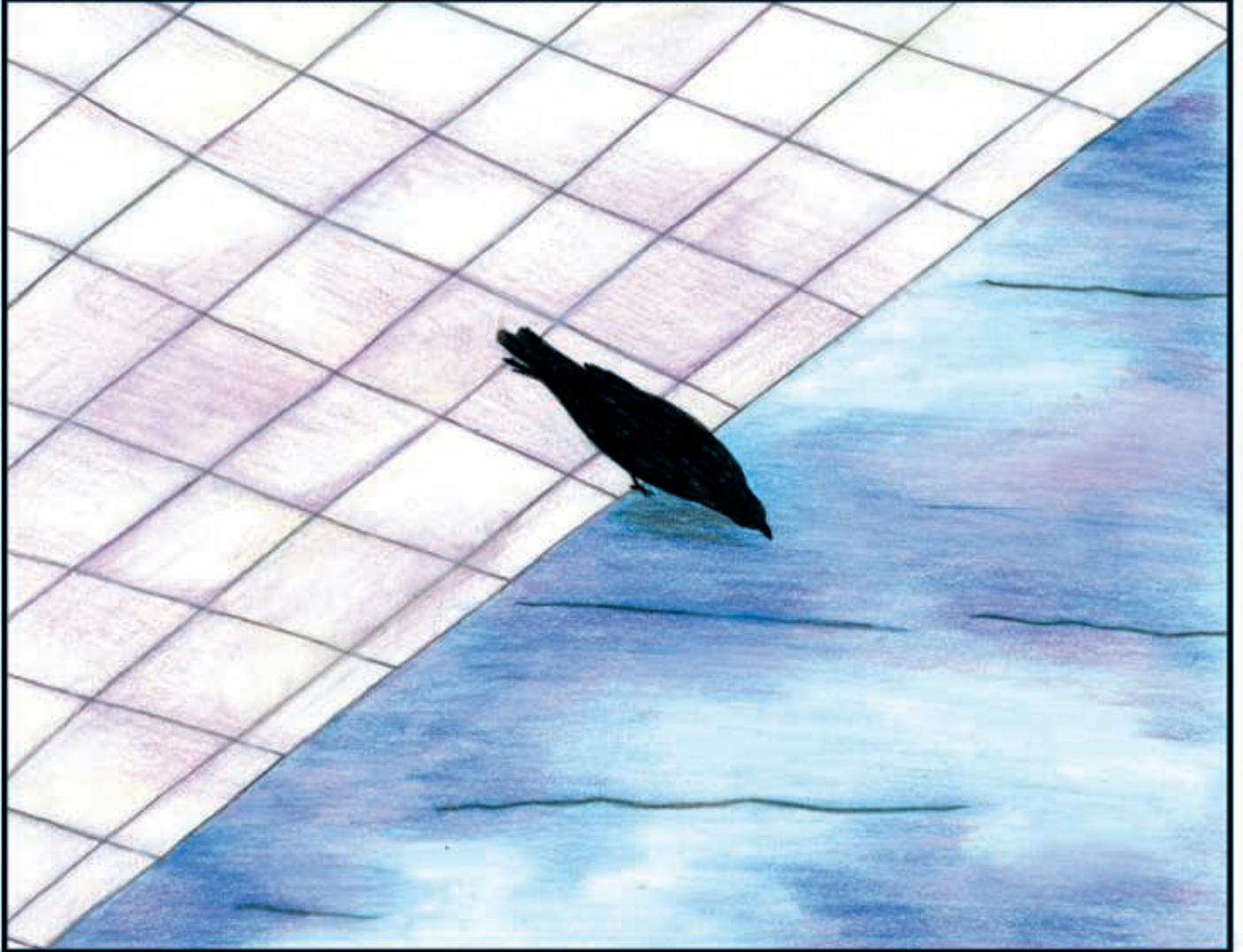
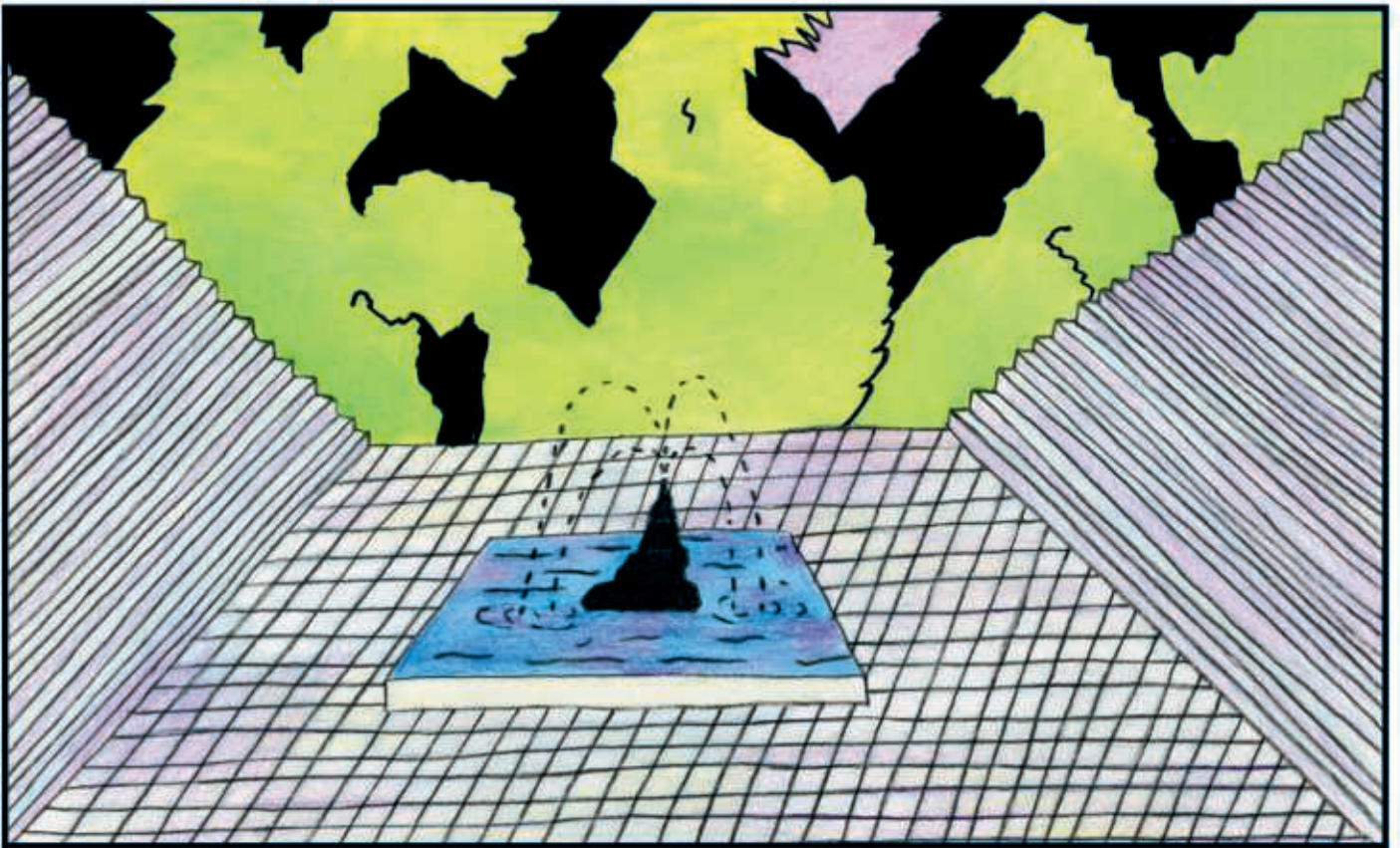
Meine Frau hatte sich abgedreht. Bestimmt tat sie nur so, als würde sie schlafen. Meine SMS war steckengeblieben. Ich hatte sechs Stunden Verspätung und eine Bierfahne.

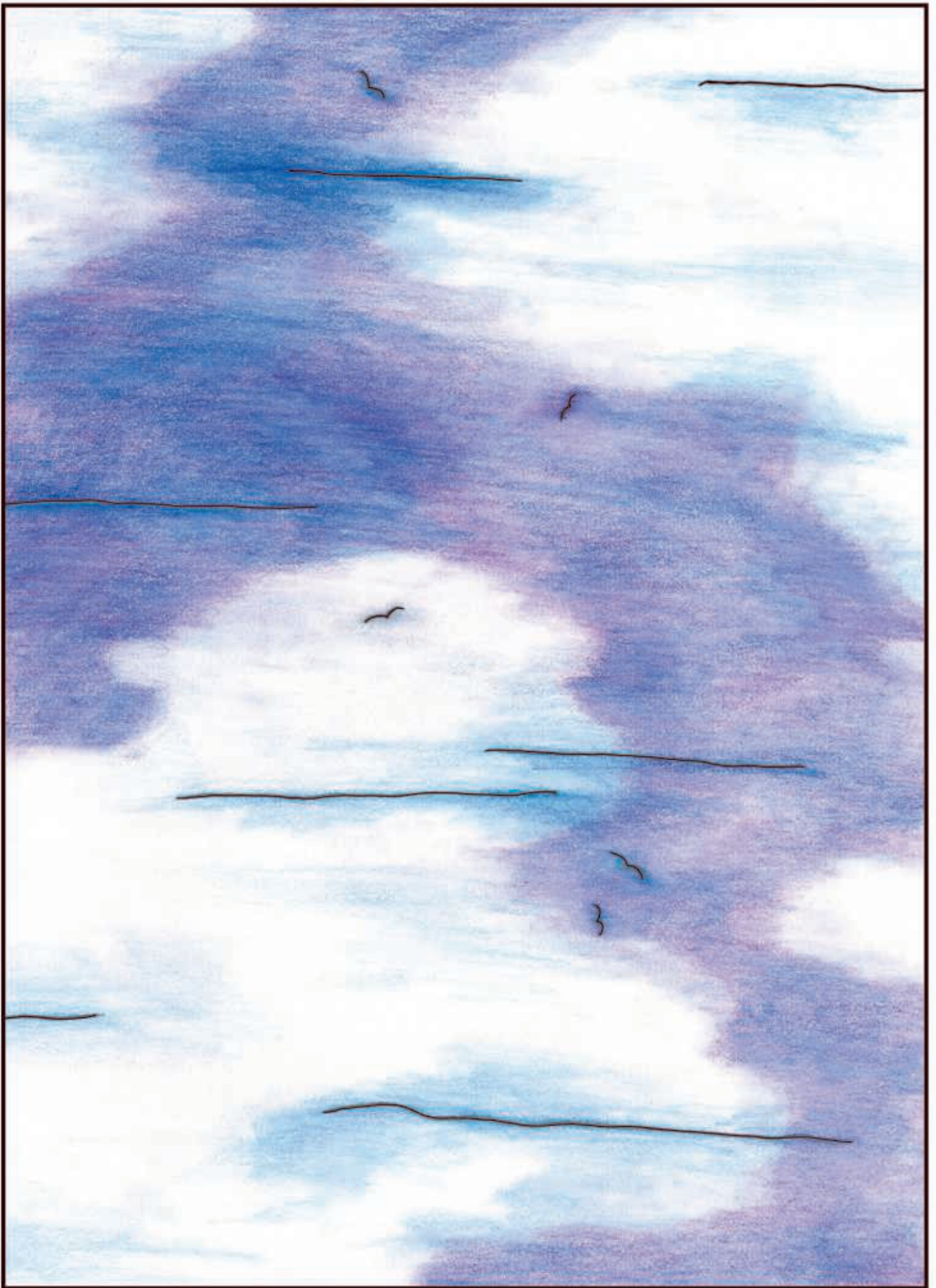
Ich streckte meine Hand aus und begann, ihren Rücken zu kneten. Nicht lange und ich hielt dem Trieb, den die Geschichte des Lebens den Männern aufgebürdet hat, nicht mehr stand: Dicht schob ich mich an sie heran. Ich küsste ihren Hinterkopf und fuhr dann mit den Fingern in ihr Höschen.

Sie schlug meine Hand weg und zischte: «Bist du bescheuert?»



GIAN SNOZZI lebt zwischen Basel und Aarau. Er arbeitet als Kursleiter in der Erwachsenenbildung, schreibt Prosa, Lyrik und Reportagen.





Der Nachbar von oben

TEXT REBEKKA SALM

Frau

Jetzt ist unser Kind bald da.
Lange kann es nicht mehr dauern. Dann können wir
sie in den Händen halten, unsere Tochter. Vielleicht ist
es auch ein Junge, wer weiss das schon.
Streicht sich über den Bauch
Freust du dich, Schatz? Du freust dich doch, oder?

Mann

Doch. Schon.
Blickt zu Boden
Wir haben ja lange gewartet, auf das Kind.

Frau

Drei Jahre, um genau zu sein. Aber jetzt nimmt die War-
tereit endlich ein Ende. Bald sind wir eine richtige Fami-
lie. Vater, Mutter, Kind. Gell, Schatz?
Blickt zu ihm
Warum schaust du denn so? Freust du dich etwa nicht?

Mann

Was? Wie schau ich denn?
Immerzu passt dir etwas nicht an mir. Wie ich rede oder
kaue. Wie ich schaue.
Schüttelt den Kopf
Drei Jahre nichts. Und jetzt kommt es plötzlich doch,
das Kind. Eigenartig ist das. Findest du nicht?

Frau

Was soll daran eigenartig sein? Du wolltest doch ein
Kind. Unbedingt wolltest du eines.
Verwirft die Hände
Und jetzt kommt es endlich, unser Kind. Nach drei
langen Jahren. Ein Wunder ist das. Und du machst ein
Gesicht wie drei Tage Regenwetter. Warum freust du
dich denn nicht?

Mann

Es ist nichts. Ich freue mich ja.
Schweigt
Doch.
Ein Wunder sagst du. Ja, ja.
Kaum zu glauben ist das.

Frau

Öffnet ihn nach
Kaum zu glauben. Kaum zu glauben.
Jetzt sag schon, was ist los mit dir? Ist es, weil der Herr
Doktor gesagt hat, dass es wahrscheinlich ein Mädchen
wird? Wünschst du dir lieber einen Jungen, ist es das?

Mann

Nein. Das ist es nicht. Es ist nichts.

Es ist nur

Blickt hoch zur Zimmerdecke
Wer hätte das gedacht.

Frau

Jetzt reiss dich doch zusammen. Kein Wort versteh ich,
wenn du so stammelst. Irgendetwas stimmt doch nicht
mit dir.
Verdreht die Augen
Auch der Nachbar von oben hat gesagt, dass du seltsam
bist in letzter Zeit.

Mann

Was hat der Nachbar damit zu tun? Das verstehe ich
jetzt nicht. Wir sprechen doch gerade vom Kind.
Da sagst du erst, dass wir es bald in den Händen halten
können, das Kind. Dass es ein Wunder ist nach all
der Zeit. Drei Jahre haben wir gehofft und gewartet. Und
dann fällt dir der Nachbar von oben ein?
Nein, das verstehe ich wirklich nicht.

Frau

Was redest du da?
Immer sagst du: das Kind, das Kind, das Kind.
Nie sagst du: unser Kind.
Und ich sage, dass etwas mit dir nicht stimmt. Und dass
das auch der Nachbar gesagt hat. Kann ja jeder sehen,
dass etwas nicht in Ordnung ist, wenn du so bist.

Mann

Siehst du. Schon wieder. Es geht um das Kind und du
sprichst vom Nachbarn.
Seit der in die Wohnung über uns gezogen ist, redest du
ständig von ihm. Ich sage Hunger. Du sagst Nachbar.
Ich sage Bettzeit. Du sagst Nachbar. Ich sage Kind. Und
du? Du sagst Nachbar. Seltsam ist das.

Frau

Wird laut
Was hast du gegen den Nachbarn? Das ist ein guter
Mann. Er hilft mir beim Tragen der Einkäufe. Wegen
dem dicken Bauch. Er hat auch den Heizstrahler über
dem Wickeltisch montiert. Fragt ständig nach dem
Kind. Ob es bald kommt und so. Und er freut sich mit
mir. So sollte es doch sein, wenn man ein Kind be-
kommt. Die Leute freuen sich mit einem. Oder etwa
nicht?

Mann

Er hat den Heizstrahler
Bricht ab
Sobald du vom Nachbarn sprichst, ist es nicht mehr
unser Kind. Seltsam ist das.

Schüttelt den Kopf
Den Heizstrahler hat er montiert.

Frau

Ja und? So ist das eben unter Nachbarn. Ich nähe ihm den abgerissenen Knopf ans Hemd und er hilft mir bei anderen Dingen. Weil du tust ja nie etwas. Montierst den Heizstrahler nicht. Freust dich nicht. Schaust nur immerzu auf den Boden, Himmelherrgott. Du solltest dem Nachbarn dankbar sein, dass er uns hilft.

Mann

Dankbar sein soll ich.
Doch.
Sehr dankbar sogar.
Hat er
Räuspert sich
Also hat er sonst noch etwas für uns getan?

Frau

Wie meinst du das, ob er noch etwas für uns getan hat? Ich mag es nicht, wenn du in Rätseln sprichst. Versteht doch kein Mensch sowas.
Hält sich das Kreuz
Der Nachbar ist nett. Immerzu fragt er nach dem Kind.

Und freuen tut er sich. Mädchen oder Junge ist ihm einerlei. Heute erst hat er wieder gesagt, dass er sich freut.

Mann

Heute erst hat er es wieder gesagt. Soso.
Als ich im Ochsen war? Hat er dann gesagt, dass er sich auf das Kind freut? Ja?
Nickt
Warum war er denn hier, der Nachbar? Also heute?

Frau

Du fragst Sachen.
Er war halt da, der Nachbar. Er wohnt ja gleich über uns. Hilft, wo er kann, wenn du nicht da bist. Jetzt sag schon, was los ist. Aber mach schnell. Es zieht mir ganz schrecklich im Bauch.
Krümmt sich

Mann

Ist es so weit? Kommt das Kind?
Ich dachte, wir hätten noch Zeit.
Schlägt die Hände über dem Kopf zusammen
Was tun?

Frau

Wir müssen ins Krankenhaus. Den Bus kann ich so nicht nehmen. Nein, das geht wirklich nicht. Und ein Taxi braucht zu lange, bis es bei uns ist.
Fragst du
Stöhnt
Fragst du den Nachbarn wegen dem Auto?

Mann

Den Nachbarn?
Ich?
Ist gut. Ich geh schon.
Eilt davon. Bleibt stehen.
Was soll ich ihm denn sagen?

Frau

Ja, was wohl.
Atmet gepresst
Sag ihm, dass unser Kind kommt.

ANZEIGE

Landesmuseum Zürich. SCHWEIZERISCHES NATIONALMUSEUM. MUSÉE NATIONAL SUISSE. MUSEO NAZIONALE SVIZZERO. MUSEUM NAZIONALE SVIZZERO.



ERFAHRUNGEN SCHWEIZ

SEXARBEIT

3.7.–1.11.26

Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra
Eidgenössisches Departement des Innern EDI
Département fédéral de l'intérieur DFI
Departament Federal de l'Interior DFI
Departament Federal d'Intérieur DFI



REBEKKA SALM ist Autorin und lebt in Olten. Am 31. Dezember erscheint ihr dritter Roman «Winterhart» im Ullstein Verlag.

Rätseln und gewinnen



Surprise verlost in Kooperation mit Changemaker tolle Preise im Gesamtwert von über CHF 480.

Finden Sie das Lösungswort und tragen es unter surprise.ngo/literatur630 ein. Alternativ schicken Sie es zusammen mit Ihrer Post- und Email-Adresse an Surprise, Münzgasse 16, 4051 Basel (Betreff «Rätsel 630»). Tipp: Das gesuchte Wort kommt in einem der Texte dieser Ausgabe vor. Einsendeschluss ist der 15. August 2026. Wir wünschen viel Spass beim Rätseln und viel Glück!

Die Gewinner*innen werden schriftlich benachrichtigt. Ihre Adressdaten werden ausschliesslich von Surprise für Marketingzwecke verwendet.



Changemaker – die Shops mit stil- und sinnvollen Dingen fürs Leben, Wohnen und Wohlbefinden. Und für eine gerechtere, grüne Welt.
www.changemaker.ch

ETHIK KÜSST ÄSTHETIK.
change maker



Appen- zeller Speziali- tät	... Rede kurzer Sinn	sichtbar	↙	skand. Airline	Abk.: Zenti- meter	Die Zeit ... alle Wunden,	Abk.: Vereinte Nationen	unent- schieden (Spiel)	↙	Geben ist ... denn nehmen.	↙	griech. Küsten- land- schaft	Apostel	↙	Summe aller Einsätze b. Poker	↙	kleine Runzel
↳	↘			↘	↻4	↘	↘					zur Sonne gehörig	↘				
Ge- steins- art		Pflan- zen- keime	→					Schot- tenröcke		äusser- ste Grenze	→				Abfall, Müll		weibl. Nach- komme
↳	↻2				Strom durch Vorder- indien		neuseel. Vögel	↘				süd- korean. Hptst.		Vorn. v. Lemper	→		
aus- gebildet		Wortteil: Milch	↘	Emme- zufluss	↘					Stachel- insekt		bräunen: sich ...	→				
↳		↘					schweiz. Kult- bonbon	↘	Tuch her- stellen	↘				Elektri- zität		Film- apparate	
↳				men- schen- freund- lich		männl. Rind	→	↻12				schweiz. Show- master † (Kurt)	↘	jp. National- getränk	→		↘
Abend- mahl- schale (Sage)	hoch- kant, vertikal		frucht- bare Boden- schicht	→					Fels- stück		Gegend im Kt. ZH	→				↻3	
Fließ- behin- derun- gen	↘	↻8				sehr alte Ge- treideart		Match, Sport- ereignis	→				Land- ungs- brücken		ital. Tonbez. für das E	→	
↳			Schla- gersän- ger † (Rex)	↘	Mönchs- gewand mit Kapuze	→	↻7			Falsch- spiel		künstl. Körper- haltun- gen	→	↻9			
ind. Sing- vogel		Fest- veran- staltun- gen	→	↻11				Standort d. Swiss- miniatur	↘	gering- fügig	↻10				trop. Pflan- zenart		griech. Mond- göttin
Sohn Adams (AT)	↻5				Futter- pflanze		Tal in Grau- bünden	→				Prag in der Landes- sprache		span.: mehr, plus	→		↘
Gut ge- kaut ist halb ...		Ret- tungs- flug- wacht	↘	elast. Stöcke	→					ital.: Brot		Aus- zeich- nungen	→				
↳			↘				gelände- gäng. Fahr- zeug	↘	brit. Hoch- adlige	↘				kurz für: zu der		Eich- hörn- chenfell	
Ge- schäfts- führer (engl.)	→			Abk.: Air France		Agaven- blatt- faser	→		↻6		dt. Vorsilbe		früh. Bedien- stete bei Adligen	→		↘	
Zch. f. Queck- silber	→		flüssiger Koch- rück- stand	→				Gemein- de am Rheinfall (SH)	→		↘				↻1		
christl. Sakra- ment	→					Bahn- tunnel im Kt. GR	→						scheue Wald- tiere	→			

raetsel.ch

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----	----	----

AB 500.- SIND
SIE DABEI!

Die 25 positiven Firmen

Unsere Vision ist eine solidarische und vielfältige Gesellschaft. Und wir suchen Mitstreiterinnen, um dies gemeinsam zu verwirklichen. Übernehmen Sie als Firma soziale Verantwortung.

Unsere positiven Firmen haben dies bereits getan, indem sie Surprise **mindestens 500 Franken** gespendet haben. Mit diesem Betrag unterstützen Sie Menschen in prekären Lebenssituationen dabei auf ihrem Weg in die Eigenständigkeit.

Die Spielregeln: 25 Firmen oder Institutionen werden in jeder Ausgabe des Surprise Strassenmagazins sowie auf unserer Webseite aufgelistet. Kommt ein neuer Spender hinzu, fällt jenes Unternehmen heraus, das am längsten dabei ist.

- 01 Gemeinnützige Frauen Aarau
- 02 Scherrer & Partner GmbH, Basel
- 03 Gemeinnütziger Frauenverein Nidau
- 04 Allrounder-GMVL Tom Koch, Bern
- 05 Lebensschau, Männedorf
- 06 Bodyalarm – time for a massage
- 07 Hausarztpraxis Tannenhof, Tann-Rüti
- 08 InhouseControl AG, Ettingen
- 09 Automation Partner AG, Rheinau
- 10 Zehnder Arbeitssicherheit, Zürich
- 11 Madlen Blösch, Geld & so, Basel
- 12 movaplan GmbH, Baden
- 13 Kaiser Software GmbH, Bern
- 14 Jocher Projekte GmbH, Rheinfelden
- 15 appius GmbH, Interims-Management
- 16 Breite-Apotheke, Basel
- 17 Broki Sidewäg, Bern
- 18 Maya Recordings, Oberstammheim
- 19 AnyWeb AG, Zürich
- 20 Beat Vogel – Fundraising-Datenbanken, Zürich
- 21 Praxis Carry Widmer, Wettingen
- 22 hoopsforyu, jewelry
- 23 Zibsec Sicherheitsdienst, Zürich
- 24 Wullemin Beratung, wullemin-beratung.ch
- 25 unterwegs GmbH, Aarau

Möchten Sie bei den positiven Firmen aufgelistet werden?

Mit einer Spende ab 500 Franken sind Sie dabei.

Spendenkonto:

IBAN CH11 0900 0000 1255 1455 3

Surprise, 4051 Basel

Zahlungszweck: Positive Firma und Ihr gewünschter Namenseintrag (max. 40 Zeichen inkl. Leerzeichen).

Sie erhalten von uns eine Bestätigung.

Kontakt: Clara Fasse

Team Marketing, Fundraising & Kommunikation

T +41 61 564 90 53 | marketing@surprise.ngo

SURPLUS – DAS NOTWENDIGE EXTRA

Wie wichtig
ist Ihnen Ihre
Unabhängigkeit?

Das Programm

Einige unserer Verkäufer*innen leben fast ausschliesslich vom Heftverkauf und verzichten auf Sozialhilfe. Surprise bestärkt sie in ihrer Unabhängigkeit.

Mit dem Begleitprogramm SurPlus bieten wir ausgewählten Verkäufer*innen zusätzliche Unterstützung. Sie erhalten ein Abonnement für den Nahverkehr, Ferienzuschlag und eine Grundausrüstung an Verkaufskleidung. Zudem können bei finanziellen Notlagen aber auch für Gesundheits- oder Weiterbildungskosten weitere Unterstützungsbeiträge ausgerichtet werden. Die Programmteilnehmer*innen werden von den Sozialarbeiter*innen bei Surprise eng begleitet.

Eine von vielen Geschichten

Merima Menur kam 2016 zu Surprise – durch ihren Mann Negussie Weldai, der bereits in der Regionalstelle Bern arbeitete. Zuvor lebten sie fünf Jahre getrennt – er in der Schweiz, sie in Äthiopien. Einige Zeit nach ihrer Ankunft in der Schweiz begann Merima auch mit dem Verkauf des Surprise Strassenmagazins und besuchte einen Deutsch-Kurs, mit dem Ziel selbständiger zu werden und eine Anstellung zu finden. Dank Surplus besitzt Merima ein Libero-Abo für die Stadt Bern und kann somit leichter an ihren Verkaufsort reisen. Surplus gibt der 41-Jährigen ausserdem die Möglichkeit, sich einige bezahlte Ferientage zu gönnen.



Weitere Informationen gibt es unter:
surprise.ngo/surplus

Unterstützen Sie das SurPlus-Programm mit einer nachhaltigen Spende

Derzeit unterstützt Surprise 30 Verkäufer*innen des Strassenmagazins mit dem SurPlus-Programm. Ihre Geschichten stellen wir Ihnen hier abwechselnd vor. Mit einer Spende von 6000 Franken ermöglichen Sie einer Person, ein Jahr lang am SurPlus-Programm teilzunehmen.

Unterstützungsmöglichkeiten:

- 1 Jahr: 6000 Franken
- ½ Jahr: 3000 Franken
- ¼ Jahr: 1500 Franken
- 1 Monat: 500 Franken
- oder mit einem Beitrag Ihrer Wahl.

Spendenkonto:

IBAN CH11 0900 0000 1255 1455 3 | Vermerk: SurPlus

Oder Einzahlungsschein bestellen: T +41 61 564 90 90

info@surprise.ngo | surprise.ngo/spenden

Herzlichen Dank!


**SURPRISE
WIRKT**

#Strassenmagazin

«Können Sie nicht vernünftig schreiben?»

Immer wenn ich in der Schweiz bin, kaufe ich etwa die Surprise. Dem Verkäufer gebe ich dann eine 10er-Note und sage, es stimmt so. Die Idee hinter Surprise ist ja vom Prinzip gut. Aber dieses grässliche Gender-Sternchen-Deutsch nimmt mir jedes Mal wieder die Lust am Lesen. Eigentlich boykottiere ich solche Literatur. Können Sie nicht vernünftig schreiben? Ca. 70-75 Prozent der Menschen in den deutschsprachigen Ländern lehnen diese Genderei ab! Surprise könnte mit einem guten Deutsch evtl. mehr Leser gewinnen für das wichtige gesellschaftliche Anliegen, welches Sie verfolgen, und auch bürgerlich gesinnte Menschen erreichen.

HERBERT PLATTNER, ohne Ortsangabe

Anm. d. Red.

Wir schreiben mittlerweile seit 6 Jahren mit dem Genderstern, es hat seine Vor- und Nachteile. Der deutsche Linguist Anatol Stefanowitsch hat 2018 das Argumentarium zur Wirkung gendergerechter, inklusiver Sprache in «Eine Frage der Moral: Warum wir politisch korrekte Sprache brauchen» zusammengefasst. Auch im Blog-eintrag unten aus dem Jahr 2021 stellt er dar, wie unser Sprachgebrauch unsere Interpretation des Gesagten beeinflusst. Uns erscheint die darin formulierte Absicht, alle Mitglieder der Gesellschaft ansprechen zu wollen, immer noch angemessen für eine Publikation wie Surprise.

sprachlog.de/2021/06/18/funktioniert-das-gendersternchen-und-wie

#627: Barrierefreiheit

«Barrieren, denen psychisch Behinderte begegnen»

Ich kaufe regelmässig Surprise auf der Strasse. Auch die Ausgabe «Barrierefreiheit» widmet sich einem spannenden Thema. Aber wo sind die Barrieren beschrieben, denen psychisch Behinderte begegnen? Vorurteile, Unwissen, Überforderung – etwas kommt auf Seite 23 –, aber da wäre mehr möglich.

PETER ETTLIN, Aarau

Impressum

Herausgeber

Surprise, Münzgasse 16
CH-4051 Basel

Geschäftsstelle Basel

T+41 61 564 90 90
Mo-Fr 9-12 Uhr
info@surprise.ngo,
surprise.ngo

Regionalstelle Zürich

Kanzleistrasse 107, 8004 Zürich
T +41 44 242 72 11
M+41 79 636 46 12

Regionalstelle Bern

Beundenfeldstrasse 57, 3013 Bern
T +41 31 332 53 93

Soziale Stadtrundgänge

Basel: T +41 61 564 90 40
rundgangbs@surprise.ngo
Bern: T +41 31 558 53 91
rundgangbe@surprise.ngo
Zürich: T +41 44 242 72 14
rundgangzh@surprise.ngo

Anzeigenverkauf

Stefan Hostettler, 1to1 Media
T +41 43 321 28 78
M+41 79 797 94 10
anzeigen@surprise.ngo

Redaktion

Verantwortlich für diese Ausgabe:
Diana Frei (dif)
Klaus Petrus (kp), Lea Stuber (lea),
Sara Winter Sayilir (win)
T+41 61 564 90 70
redaktion@strassenmagazin.ch
leserbriefe@strassenmagazin.ch

Ständige Mitarbeit

Rosmarie Anzenberger (Korrektorat),
Simon Berginz, Monika Bettschen,
Christina Baeriswyl, Maj Lisa Dörig,
Hanna Fröhlich, Carlo Knöpfel, Yvonne
Kunz, Fatima Moumouni, Adriana Ružek,
Ralf Schlatter, William Stern, Priska
Wenger, Christopher Zimmer

Mitarbeitende dieser Ausgabe

Arzije Asani, Andri Bänziger, Dmitrij
Gawrisch, Vanessa Hatzky, Shpresa
Jashari, Anja Mihić, Nora Osagjobare,
Rebekka Salm, Gian Snozzi

Wiedergabe von Artikeln und Bildern,
auch auszugsweise, nur mit Geneh-
migung der Redaktion. Für unverlangte
Zusendungen wird jede Haftung
abgelehnt.

Gestaltung und Bildredaktion

Bodara GmbH,
Büro für Gebrauchsgrafik

Druck

AVD Goldach

Papier

Holmen TRND 2.0,
70 g/m², FSC®, ISO 14001, PEFC,
EU Ecolabel, Reach

Auflage

20600

Abonnemente

CHF 250.-, 25 Ex./Jahr

**Helfen macht Freude,
spenden Sie jetzt.**

IBAN CH11 0900 0000 1255 1455 3

Ich möchte Surprise abonnieren

Das Abonnement ist für jene Personen gedacht, die **keinen Zugang** zum Heftverkauf auf der Strasse haben. Alle Preise inklusive Versandkosten.

25 Ausgaben zum Preis von CHF 250.- (Europa: CHF 305.-)

Reduziert CHF 175.- (Europa: CHF 213.50)

Gönner*innen-Abo für CHF 320.-

Probe-Abo für CHF 40.- (Europa: CHF 50.-), 4 Ausgaben

Reduziert CHF 28.- (Europa: CHF 35.-)

Halbjahres-Abo CHF 120.-, 12 Ausgaben

Reduziert CHF 84.-

① Der reduzierte Tarif gilt für Menschen, die wenig Geld zur Verfügung haben. Es zählt die Selbsteinschätzung.

Bestellen

Email: info@surprise.ngo

Telefon: 061 564 90 90

Post: Surprise, Münzgasse 16,
CH-4051 Basel

Online bestellen

surprise.ngo/strassenmagazin/abo



«Wenn ich male, fühle ich mich wohl»

«Seit Kurzem verkaufe ich die serbische Strassenzeitung Liceulice. Ich beschäftige mich mit Kunst, war aber arbeitslos. Ich habe eine Förderschule in Novi Sad besucht und eine Ausbildung zur Buchbinderin absolviert. Davor ging ich auf eine reguläre Grundschule, aber dort lief es für mich nicht besonders gut. Meine Mutter meinte, ich solle die Schule wechseln, und das taten wir dann auch. An der neuen Schule war ich die beste Schülerin meines Jahrgangs.

Ich hatte eine schöne und glückliche Kindheit. Ich habe viel gespielt und Zeit mit Freund*innen verbracht. Heute sind die Spielplätze halb leer. Ich vermute, das Internet hat uns alle voneinander entfernt, jede*r ist nur noch für sich.

Schon als Kind habe ich die ganze Zeit gezeichnet und gekritzelt. Das hat mir meine Mutter beigebracht, die 2017 an Krebs gestorben ist. Sie hat mich für ein Bildungsprogramm an der Designschule in Novi Sad im Norden Serbiens angemeldet. Und hier bin ich nun, so viele Jahre später, immer noch in der Kunst tätig.

Ich interessiere mich für Kirchenkunst und Ikonenmalerei, mein Onkel hat mich da inspiriert. Ich zeichne gerne Stillleben, Tiere, Menschen, Kinder sowie Figuren aus Filmen und Serien. Inspiration finde ich auch in Zeichentrickfilmen, Märchen und Fabeln. Am liebsten arbeite ich mit Acrylfarben, Tempera und Filzstiften, ich nutze aber auch Zeichenprogramme und Photoshop.

Ich habe bereits an Ausstellungen teilgenommen, wie zum Beispiel letztes Jahr in der Stadtbibliothek von Novi Sad, und ich konnte auch schon einige Bilder verkaufen. Ich möchte, dass möglichst viele Menschen meine Kunst sehen und sich von ihr berühren lassen. Mein grösster Wunsch ist es, ein eigenes Atelier zu haben. Einen kleinen Ort, an den ich mich zurückziehen kann, wo ich arbeiten und meine Ikonen, Kunstwerke und Porträts malen kann.

Ich bin immer wieder zu Besuch in den Künstlerkolonien, von denen es in Serbien einige gibt. Dort trifft man sehr interessante Leute, es herrscht eine angenehme Atmosphäre, man ist in der Natur und kann sich gut entspannen. Ich möchte mich auch in Zukunft in diesen Künstlerkolonien mit Menschen austauschen sowie öfter mal nach Belgrad fahren, um mir interessante Ausstellungen anzusehen.

Das Verkaufen des Strassenmagazins Liceulice macht mich glücklich, denn so sitze ich nicht zuhause rum. Ich bin nämlich gerne unterwegs. Es entspannt mich,



FOTO: ANJA MIHIĆ

Jelena Damjanovic, 38, verkauft in Novi Sad, der zweitgrössten Stadt Serbiens, das Strassenmagazin Liceulice. Sie interessiert sich für Kirchenkunst und malt Comics.

von einem Ort zum anderen zu gehen. Nur manchmal habe ich Mühe mit dem vielen Laufen, das diese Arbeit halt mit sich bringt. Ich verkaufe an verschiedenen Orten in Novi Sad, vor allem überall dort, wo viele Menschen sind.

Letzten Sommer habe ich ziemlich viel verkauft. Mit dem verdienten Geld kann ich einigermaßen gut leben. Ich lese die Zeitschrift auch selbst. Mir gefallen die Artikel über Feminismus und Umweltschutz – darüber, wie wir unseren Planeten sauberer und besser machen können. Mir gefällt, dass in den Texten oft davon die Rede ist, wie wir uns in schwierigen Zeiten gegenseitig helfen sollten. Solche Texte empfehle ich dann auch meinen Kund*innen, sie freuen sich darüber. Das Einzige, was ich mir noch wünschen würde, wären mehr Artikel über Comics und Malerei. Ich glaube, das wäre wirklich interessant.

Seit ich angefangen habe, das Strassenmagazin Liceulice zu verkaufen, habe ich nicht mehr so viel Freizeit. Das ist schade. Auf der anderen Seite habe ich durch den Verkauf der Magazine viele nette Kolleg*innen kennengelernt. Wir haben eine schöne Zeit miteinander. Daneben male ich so oft und so viel ich kann. Denn wenn ich male, fühle ich mich wohl.»

Aufgezeichnet von **ANJA MIHIĆ**

Mit freundlicher Genehmigung von **LICEULICE / INSP.NGO**

**Doppelt
zahlen,
einfach
helfen...**



**...oder
eine
kostenlose
Kaffeepause
geniessen.**



Das Café Surprise in deiner Nähe.





Hoffnung entfalten. Wer hinsieht, kann helfen.

Ein aufmerksamer Blick kann viel bewirken.
Mit Achtsamkeit und Mitgefühl können wir
Menschen in Not neue Hoffnung schenken.

Vielen Dank!

heilsarmee.ch/hoffnung



Jetzt spenden

